

Geistige Arbeit

Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt

Herausgegeben von Dr. Hans Sikorski
 Verlag Walter de Gruyter & Berlin Leipzig

Neue Folge der Minerva-Zeitschrift / Zentralblatt für die Gelehrte Welt

Professor Dr. F. SPECHT, Halle

Die Urheimat der Indogermanen und Germanen

Um die Feststellung der Urheimat der Indogermanen haben sich jahrzehntelang zunächst Sprachvergleicher, später auch Vorgeschichtler mit wechselndem Erfolg bemüht. Während man in früherer Zeit entsprechend der Auffassung von der hohen Altertümlichkeit des Sanskrits an Asien und dabei vornehmlich an das nordwestliche Indien, die iranische Hochfläche oder die iranischen Steppengebiete dachte, hat man sie später auch in Europa gesucht, ohne daß sich jedoch die Forscher im Einzelnen auch hier einig waren. Die Gegend an der unteren Wolga, Südrussland nördlich des Schwarzen Meeres, die Länder im Donaubecken, die Umgebung der Pripet-sümpfe, Posen und das anschließende Kongreß- und Kleinpolen, Thüringen und das nördlich davon liegende Mitteldeutschland, das westliche Ostseebecken mit Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und dem südlichen Skandinavien, sie alle sind schon als ehemalige Urheimat der Indogermanen angesehen worden. In neuerer Zeit haben dann auch andere Wissenschaften in den Streit miteinzugreifen versucht, wie die Rassen- und Völkerkunde, die geschichtliche Pflanzenbetrachtung und selbst die Landwirtschaft unter dem Bauernführer und jetzigen Reichsernährungsminister Darré. Trotz vieler Gegensätze im Einzelnen hat die Zusammenarbeit so vieler Wissensgebiete doch so weit geführt, daß wir heute mit einiger Sicherheit die Urheimat der Indogermanen bestimmen können.

Freilich der Versuch, allein mit den Mitteln der indogermanischen Altertumskunde zu einem entscheidenden Ergebnis zu kommen, hat sich nicht bewährt. So hat man sich einstens auf die Verbreitung gewisser Bäume, wie Birke und Buche, auf Pflanzenarten, wie Hirse, Weizen, Gerste oder auch auf Tiere, wie Schaf, Rind, Schwein, Pferd, Schildkröte, Aal, Biene usw. berufen. Auch das Zahlensystem ist in diesem Sinne herangezogen worden. So wichtig die einzelnen Feststellungen auch bleiben, ein unbedingt sicheres Ergebnis haben sie allein nicht gehabt.

Man pflegt die indogermanischen Sprachen in eine westliche und östliche Gruppe einzuteilen. Diese hat für einen bestimmten Laut den Zischlaut *š* oder *s*, jene den Gaumenlaut *k*. Nach dem Worte für »Hundert« im Lateinischen und Avestischen nennt man daher die westliche Gruppe auch »centumsprachig«, die östliche »satemsprachig«. Aber diese Einteilung ist durch die Entdeckung des

Tocharischen und Hethitischen doch recht zweifelhaft geworden. Längst hat dagegen die Sprachwissenschaft festgestellt, daß gewisse indogermanische Sprachen im Wortschatz und in andern Spracherscheinungen enge Berührungen miteinander haben. Sie finden sich einerseits zwischen Italokeltisch, Germanisch und Baltisch-Slavisch und andererseits zwischen Italokeltisch und Arisch, wobei gelegentlich auch wieder das Germanische oder Baltisch-Slavische beteiligt ist. Griechisch und Armenisch stehen dagegen ganz abseits, haben aber zweifellos unter sich engere Beziehungen, obwohl das Armenische schon viel von dem alten indogermanischen Sprachbau eingebüßt hat. Wenn oftmals auch Griechisch und Arisch und zwar in den größten Altertümlichkeiten übereinstimmen, so beruht das wohl im wesentlichen auf der recht alten Überlieferung beider Sprachgruppen.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist nun, daß sich diese Verwandtschaftsbeziehungen der indogermanischen Völker in Verbindung bringen lassen mit der Ausbreitung von jungsteinzeitlichen Kulturen in Mitteleuropa. Nicht in Frage kommen als nichtindogermanisch die sogenannte Pfahlbautenkultur in dem nördlichen Alpengebiet und die Bandkeramik in Mitteldeutschland. Jene ist räumlich sehr beschränkt, diese zeigt in Mitteldeutschland eine ganz andere Wanderrichtung und anderes Ausdehnungsbestreben als die indogermanischen Völker. So bleiben für das Indogermanentum übrig: die Megalithgräberkultur im westlichen Ostseebecken mit der angrenzenden Küste von Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Jütland und die mit ihr in enger Beziehung stehenden »nordischen Kulturen« Mitteldeutschlands und als zweiter wesentlicher Bestandteil die sächsisch-thüringische Schnurkeramik. Die Vertreter beider Gruppen zeigen einen ungeheuren Wandertrieb, der stets mit Reichsgründungen auf fremder Erde verbunden ist. Am frühesten sind die Träger der Megalithgräberkultur in Bewegung geraten. Wir können die Spuren ihrer Wanderung nach Süden bis etwa nach Ungarn, nach Osten und Südosten bis zum Schwarzen Meer unmittelbar verfolgen. Auf diese Weise ist Griechenland von den späteren Griechen, Kleinasien von thrakisch-phrygischen Stämmen, denen auch die Armenier angehören, Südrussland von den Ariern, das Kuban-gebiet von den späten Hethitern, Ostpreußen und die östlich anschließenden Gebiete von

AUS DEM INHALT

- SCHULZ: Albrecht Dürer als Plastiker
- OTTO: Die griechische Göttergestalt und ihre Bedeutung für die griechische Kultur
- GRISEBACH: Deutsche Dome
- PLASSMANN: Psychologisches von der Arbeit des Astronomen
- KÜNSSBERG: Rechtsgeographie
- HAGER: Jacob Burckhardt — ein Lebensbild

den späteren Balten und Slaven in Besitz genommen worden. Einige Zeit später, etwa um 2000, beginnt dann die beispiellose Ausbreitung der Schnurkeramiker. Ihre Wanderrichtung ist vielfach die gleiche. Sie erobern als spätere Kelten Süddeutschland, als spätere Römer Italien, kommen im westlichen Ostseebecken mit den nicht abgewanderten Megalithgräberleuten in enge Berührung und lagern sich über die bereits indogermanisierten Teile des Ostens, über die Balten, Slaven, Arier, Hethiter und dringen als spätere Tocharer bis über die Wolga nach dem Osten vor. Unberührt von ihnen sind nur die Griechen und die späteren Armenier geblieben. So erklären sich durch die Ausbreitung und die teilweise Überlagerung dieser zwei indogermanischen Völkergruppen schlagend die oben angeführten Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Die Wanderrichtung der indogermanischen Völker aber, die wir durch vorgeschichtliche Funde und teilweise auch aus den historischen Quellen feststellen können, legt Mitteldeutschland und das westliche Ostseebecken als Urheimat der Indogermanen fest.

Aus den in der Heimat verbliebenen Megalithgräberleuten sind nach Vermischung mit den zugewanderten Schnurkeramikern die späteren Germanen hervorgegangen. Sie haben sich von dort über das heutige Deutschland im ersten Jahrtausend ausgebreitet. Mit der einen Gruppe der Indogermanen, den Megalithgräberleuten, haben sie also die Urheimat gemein. Allerdings ist von einigen Forschern das reine Indogermanentum der Germanen bezweifelt worden. Sie wären darnach über See aus dem Süd-Westen zugewandert und erst von den Schnurkeramikern indogermanisiert worden. Dafür führen sie

verschiedene Punkte an: die Beisetzung in großen Steinkammern, die ihren Ursprung in der Bretagne gehabt haben mag, die Pflugkultur und die Sprache. Der letzte Punkt ist reine Erfindung. Nichts in der indogermanischen Sprache, auch nicht die viel behandelte Lautverschiebung braucht auf fremden Einfluß hinzuweisen. Es lassen sich im Gegenteil uralte sprachliche Beziehungen zu den Arieren feststellen, die sich sonst in keiner indogermanischen Sprache finden. Durch die gemeinsame Herkunft aus der Megalithgräberkultur sind beide Völker auch sprachlich enger verbunden, wodurch diese Berührungen wohl verständlich werden. Die weitere Annahme, daß die Schnurkeramiker als die »eigentlichen Indogermanen« den Pflug und den Ackerbau erst von einer in Mittel- oder Norddeutschland sitzenden Bauernbevölkerung übernommen haben, ist eine bisher unbewiesene Behauptung von Anhängern der Kulturreislehre. So bleibt nur die Bestattung in Steinkammern übrig. Daß sie bei den Megalithgräberleuten nicht bodenständig war und von auswärts eingeführt ist, wird heute niemand ernstlich bezweifeln wollen. Sie braucht aber deshalb nicht durch eine Einwanderung in das westliche Ostseebcken mitgebracht zu sein. Gerade die Bestattung der Toten ist in vorgeschichtlicher Zeit dauernd dem Wechsel unterworfen und durch nachbarliche Gebräuche bestimmt worden. Daher kann auch die Kunde von der Beisetzung in Steinkammern zu den Megalithgräberleuten durch Handelsverkehr gedrungen sein.

Man wird also als Urheimat der Indogermanen zwei Gebiete in Deutschland annehmen müssen: das westliche Ostseebcken mit der Megalithgräberkultur, das auch zugleich die Urheimat der Germanen ist, und Thüringen-Mitteldeutschland mit der Kultur der Schnurkeramiker. Wie sich diese beiden indogermanischen Stämme zueinander verhalten, läßt sich mit unsren gegenwärtigen Mitteln noch nicht sicher feststellen.

Sobald erscheint:

Handbuch der deutschen Volkskunde

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Böhler, Direktor des Niedersächsischen Museums, Hannover, unter Mitarbeit zahlreicher Volkskundler.

Gegen 1200 Seiten Text, über 800 Bilder zum Teil in Farben.

In diesem Werke wird zum ersten Mal der gewaltige Stoff von hervorragenden Fachleuten zusammengefaßt. Es entsteht durch gleichzeitige Daranstellung des Bildmaterials ein Werk, das ein lebensvolles und anschauliches Bild des wirklichen Volkslebens in seiner Kraft und Mannigfaltigkeit, Schönheit und Dovenständigkeit entwirkt.

Leichte Bezugsmöglichkeit durch das Erscheinen in Lieferungen.

Überzeugen Sie sich durch eine Ansichtsendung von dem großen wissenschaftlichen Wert dieses Werkes und von der Lebendigkeit seines Inhalts.

Verlangen Sie daher ausführliches Angebot und unverbindliche Ansichtsendung 16 f durch

ARTIBUS ET LITERIS

Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nordwest, Marienstraße 40

Wahrheit und Wirklichkeit

Heinrich Maier setzt im zweiten Teil der »Wahrheit und Wirklichkeit« (Philosophie der Wirklichkeit, II/1, Mohr, Tübingen) seine philosophische Systematik des ersten Bandes, der bereits 1926 erschien, fort¹⁾. Die jetzt veröffentlichte erste Hälfte des zweiten Teiles handelt von der Erkenntnistheorie der physischen Wirklichkeit, während die zweite von dem Aufbau der physischen Wirklichkeit, d. h. ihrer Kategorien- und Antinomienlehre handeln soll. Es werden die erkenntnistheoretischen Standpunkte in allen ihren Nuancierungen dargelegt, und an jedem wird Kritik geübt. Als Kernproblem der Erkenntnistheorie bezeichnet Heinrich Maier die Frage nach der Bedeutung des Wirklichseins, die zuerst von Berkeley, also relativ sehr spät in der Philosophiegeschichte gestellt worden ist. Zunächst entwickelt Maier das Wirklichkeitsproblem in geschichtlicher Beleuchtung. Er zeigt, wie der Realismus, und speziell der Abbildrealismus bis ins 18. Jahrhundert hinein die unbestrittene erkenntnistheoretische Überzeugung blieb, die auch von der Frage nach dem Organ der Wirklichkeitserkenntnis nicht berührt wurde. Ja, nicht einmal die Skepsis hat sich außerhalb des Abbildrealismus gestellt, sowohl die antike als die moderne cartesianische.

Versteht man unter Erkenntnistheorie Deutung des Wirklichseins, so ist Berkeley der erste Erkenntnistheoretiker, zugleich der Schöpfer des Idealismus und seines Namens. Und er hat mit seinem Idealismus auch auf die Realisten gewirkt, die nun einsahen, daß der Realismus begründet und mit Argumenten gestützt werden müsse. Kant ist, von der spezifisch erkenntnistheoretischen Frage aus gesehen, kein Erkenntnistheoretiker, da seine Absicht eine andere, die Gewinnung einer apriorischen Wirklichkeitserkenntnis, war. Die Bezeichnung, die er seinem Standpunkt gibt, »kritischer Idealismus«, hätte besser kritischer Realismus geheißen. Fichte hat das Verdienst, das von Berkeley begonnene Wirklichkeitsproblem wieder zur Geltung gebracht zu haben, wenn auch die Folgezeit mit ihrer metaphysisch-spekulativen Hochflut alles tat, um das erkenntnistheoretische Problem wieder zu verschütten. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab beginnt dann die große Zeit der Erkenntnistheorie. Es stehen sich die beiden Hauptlager des Realismus und des Idealismus gegenüber, und es entwickeln sich ihre Nuancierungen und Spielarten.

Das Mittel zur Deutung des Seins der Außenwelt ist die Reflexion auf das Sein der physischen Urteilsobjekte. Zunächst wird nun von Maier die Kausaltheorie der Wirklichkeit als verfehlt erwiesen. Sie nimmt an, daß ein Kausalschlüß von den im Bewußtsein vorgefundenen Empfindungen auf verursachende äußere Dinge erforderlich sei, wenn ein wahrgenommenes Objekt als wirklich betrachtet wird. Als unumgängliche Vorbereitung für die letzte Arbeit der Erkenntnistheorie, die endgültige Seinsdeutung, bezeichnet Heinrich Maier die kritische Auseinandersetzung mit den gangbaren Wirklichkeitstheorien. Dazu sind nicht nur die realistischen und idealistischen, sondern auch die positivistischen zu zählen, so wenig der Positivismus die Wirklichkeitskategorie anerkennt, vielmehr eher Wirklichkeitsnegation als Wirklichkeitstheorie ist. Er löst den Begriff des Seins auf und ersetzt ihn durch den des Gegebenen. Der Positivismus der positiven Wissenschaften wird von dem radikaleren Positivismus der reinen Erfahrung getrennt, der auf Hume und Mill zurückgeht. Maier diskutiert ihn bis in die feinsten Nuancen bei Laas, Nietzsche, Avenarius, Vaihinger, Ziehen.

Die kritisch-deskriptive Seinsdeutung führt uns zum reinen Kritizismus. Das Wirklichsein ist danach Erscheinung eines transzendenten Gegebenen. Diese rein kritizistische Linie ist schon früh verlassen worden. Die Neukantianer der ersten Phase haben den Kritizismus teils nach der realistischen, teils nach der idealistischen Seite umgebogen. Es bleibt das aktuelle Moment im Wirklichsein, dem nur eine transzendent-genetische Reflektion ge-

recht wird, d. h. eine solche, die die Frage aufwirft, wie aus dem transzendent-empirisch Gegebenen Wirkliches wird. Es werden dann die idealistischen Theorien diskutiert, die zunächst sich um das Transzendentale nicht zu bemühen scheinen. Maier zeigt, daß dies jedoch nur vom Solipsismus, der extremsten und engsten Form des Idealismus gilt, nicht jedoch von Berkeleys Idealismus, der Immanenzphilosophie, Rickerts sowie der Marburger Schule. Eines wird dem Idealismus als bleibendes Verdienst zuerkannt, »daß er die Beziehung zum Vorstellen und Denken, die den Objekten und ihrem Wirklichsein unabtrennbar anhaftet, herausgehoben und so nachdrücklich betont hat«. Er sucht dem aktuellen Moment im Wirklichsein durch die Annahme eines allgemeinen Bewußtseins gerecht zu werden. Es folgt die Auseinandersetzung mit den Realisten, die alle die Annahme gemeinsam haben, daß die transzendenten Gegebenheiten, die sich in dem an die Erkenntnisvorstellungen physischer Objekte geknüpften Gegebenheitsbewußtsein ankündigt, auf ein schlechthin Bewußtseinstranszendenten hinweise, das als solches ein an sich Wirkliches, d. h. ein auch ohne jede Beziehung zu irgend einem Vorstellen und Denken oder irgend einem Bewußtsein für sich Bestehendes sein müsse.

Streng genommen kann von realistischen Theorien erst dann die Rede sein, wenn klar geworden ist, daß das Wirklichsein einer Deutung bedürfe. Das ist erst der Fall, seit der Realismus durch die Angriffe von idealistischer und positivistischer Seite fragwürdig geworden war. Naiver Realismus findet sich jedoch nicht nur in der voraristotelischen Zeit, in der Philosophie des »common sense«, sondern auch in der Sturm- und Drangphilosophie bei Jakobi und Goethe. Heute kann man nach Maier von einer naiv realistischen Welle sprechen, die wieder über die Philosophie hereinflutet. Gemeint ist der amerikanische Neorealismus, Külpe, die phänomenologischen Realisten. Des weiteren werden die empirisch-kausalistischen Theorien, der physikalische Realismus, die kritisch-kausalistischen Theorien, darunter Riehl, Eduard von Hartmann, Volkelt behandelt.

Nach Durchmusterung aller dieser Theorien kehrt die Untersuchung wieder zur kritisch-deskriptiven Wirklichkeitsdeutung zurück. Als Ergebnis hat sich herausgestellt: »bei den Objekten möglichen Urteils hegt die Wirklichkeit, von anderer Wirklichkeit auch nur zu sprechen, ist unzulässig«. Weder die Realisten noch die Idealisten können sich der Einsicht verschließen, daß die Urteilsobjekte Anspruch auf das Wirklichsein haben. Dann aber müssen sie zwei Wirklichkeiten, eine phänomenale und eine transzendenten annehmen.

Es bleibt nach der kritisch-deskriptiven Untersuchung die Frage, was für ein aktuelles Urteilen es ist, das aus dem transzendenten Gegebenen das physisch Wirkliche konstituiert. Im vierten Abschnitt des Werkes erfolgt die Lösung: der transzendentale Phänomenalismus. Weder gibt es ein »Ding an sich«, noch liegt das Sein ganz in der Sphäre des Bewußtseins. So nimmt Heinrich Maier den schmalen Grenzstreifen zwischen Realismus und Idealismus ein. Ein Bewußtseinsfremdes ragt in unser Bewußtsein hinein, aber es ist kein Transzendentales, sondern nur ein transzendent Gegebenes, das von unserem Vorstellen und Denken zur gegenständlichen Wirklichkeit geformt wird. Es gibt nur diese eine Wirklichkeit, die »Erscheinungswirklichkeit« und zwar steht sie in unlöslicher Relation zu einem Bewußtsein. Aber dies Bewußtsein ist weder ein Einzelbewußtsein, noch ein Bewußtsein überhaupt. Ein solches Bewußtsein überhaupt wäre immer ein begrifflich Allgemeines und als solches ein Mögliches, Potentielles. Der Aktualitätscharakter der Wirklichkeit verlangt mehr. Die Welt ist nicht nur eine möglicherweise wirkliche, sondern eine aktuell-wirkliche. Von diesen Erwägungen geleitet, nimmt Heinrich Maier ein universales, aktuelles, nicht intermittierendes Bewußtsein an, das immer noch eine individuelle anschauliche Größe ist. Dieses Bewußtsein konstituiert aus dem transzendenten Gegebenen die Wirklichkeit.

Dr. H. Ehlers
Berlin

¹⁾ Heinrich Maier: Wahrheit und Wirklichkeit, II. Teil: Philosophie der Wirklichkeit, Verlag Mohr, Tübingen 1933.

Alte Bücher

wissenschaftlich und künstlerisch wertvolle Einzelwerke sowie ganze Sammlungen

schätzt ab, kauft und besorgt jederzeit:

Buchhandlung A. COLLIGNON m.b.H.
Abteilung Antiquariat. Berlin NW 7
Prinz Louis Ferdinandstr. 2 Tel. A 6, Merkur 6311

Deutsche Bauern- und Fischerboote

Die Darstellung der Bootformen der deutschen Bauern und Fischer besitzt in mehr als einer Hinsicht für die volkskundliche Methodik und Betrachtungsweise richtunggebende Bedeutung. Nicht nur, weil sie ein neues Sachgebiet in den Betrachtungskreis einbezieht; wichtiger scheint mir vielmehr die Art und Weise, wie Mitzka es versteht, an dem Beispiel des dargestellten Sachgutes den ganzen volkskundlichen Fragekreis aufzurollen. Er hat erkannt, daß dieses Teilgebiet der Volkskunde höchst aufschlußreiche Allgemeinbeobachtungen ermöglicht, die über den engen Fragenkreis hinaus bedeutsam und anregend sind, ja z. T. geradezu Allgemeingültigkeit beanspruchen können.

Die deutschen Bauern- und Fischerboote sind Gemeinschaftswerke, denn ihre Bauart, ihre Formgebung wird von der örtlichen Überlieferung geregelt, und Besitzer und Erbauer wirken beim Bau zusammen. Schöpferische Einzelleistung, gebändigt durch den Zwang der Tradition: so stellt sich das Bauern- und Fischerboot als volkskundliches Sachgut neben all die andern volkskundlichen Erscheinungsformen, neben Märchen und Bauernhaus, Sprache und Volkstracht. Diese Tatsache bedingt auch die Buntscheckigkeit des Formbestandes, die nicht nur durch Zweckmäßigkeit und Schönheitsbedürfnis, sondern, ebenso stark, durch die Bausitte, durch den Sachbrauch geregelt und vermannigfältigt wird. Auf die verschiedenste Art wird der gewollte Zweck erreicht; örtliches Stilgefühl formt nicht nur die Boote selbst, sondern auch ihre Handhabung, z. B. die Rudersitten. Auch hier läßt sich eine „Wanderung“ der Volksstumsgüter beobachten; auch hier wandern eher die einzelnen Teile (Segel, Ruder usw.), die „Motive“, als das Ganze, das Boot, der „Typ“. Und auch hier läuft die Wanderung der Motive in verschiedenen Strängen: zeitlich durch die Jahrhunderte (jeder Einzelteil hat seine eigene Geschichte, hat seine bestimmte Heimat), räumlich über den ganzen deutschen Sprachraum hinweg und darüber hinaus (fremde Anregungen beeinflussen die deutsche Formgebung, der Norden hat das Segel, der Süden das Ruder stärker ausgeprägt usw.), und schließlich auch soziologisch (der Handwerker als Bootsbauder ist ständiger Mittler zwischen der sog. Ober- und Unterschicht; allerdings gibt das Fischer- und Bauernboot dem Großschiffbau und dem Sportboot mehr Anregungen, als es von ihnen empfängt.) Erst vom Benutzer her erhält der gebrauchte Gegenstand seine lebendige Sinndeutung: eine Formanalyse muß daher auf Schritt und Tritt den Gebrauch der Formen berücksichtigen, wenn sie die Formen selbst erklären will. Niemals wird, wo der Mensch Schöpfer und Beweger des Sachgutes ist, ein Erklärungsgrund allein das Richtige treffen. Es ist der Volksmensch, auf den die Volkskunde zielt, wenn sie die Volksgüter untersucht.

Daß all diese methodischen Erkenntnisse auf dem Gebiete der Bootforschung so klar und durchsichtig in Erscheinung treten, liegt vielleicht daran, daß dieses Gebiet erst von einer methodisch gereiften Wissenschaft aus seinem Dornröschenschlaf erweckt worden ist. Der Gegenstand selbst ist durch Mitzkas schönes Buch keineswegs erschöpft; landschaftliche Einzeluntersuchungen werden manches noch schärfer und klarer herausarbeiten können. Aber daß wir nun zu solchen Untersuchungen angeregt sind und für sie nun eine so sichere Grundlage besitzen (besonders in dem Abschnitt „Formanalyse“ und der Aufzeigung der Typenlandschaften, die sich den Sprachlandschaften an die Seite stellen), das danken wir Mitzkas gründlicher Sachkenntnis. Aber ich glaube und hoffe, daß die Wirkung dieses Werkes weiterreichen wird, daß es mithilft bei der Sicherstellung der volkskundlichen Grundtatsachen. Und das ist wohl das Beste, was über ein volkskundliches Werk gesagt werden kann.

Prof. Dr. L. Mackensen
Riga

Walther Mitzka: Deutsche Bauern- und Fischerboote. Grundfragen aus einem Sachkreise der Volkskunde. (= Wörter und Sachen, Beiheft 6). Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1933. 176 S., 86 Textabb., 4°.

Professor Dr. F. T. SCHULZ, Nürnberg

Albrecht Dürer als Plastiker

Wie bei allen großen Männern der Vergangenheit, so ist auch in Albrecht Dürers Kunst, Leben und Eigenwesen noch Vieles unerforscht, unergründet und rätselhaft. Manches seiner Hauptwerke ist in Deutung und Erklärung noch strittig. Aus seiner männlich herben Größe ergibt sich ein unübersehbarer Reichtum geistiger Spannungen und formaler Triebe. Hinter seinem Werk aber steht eine noch größere Persönlichkeit, die von heiliger Ehrfurcht vor ihrem Beruf erfüllt ist, die den Dingen auf den Grund geht, die aus der tiefsten Tiefe ihres Denkens schöpft, deren Schaffen ein immerwährendes Ringen mit sich selbst, einer ewig neuen Menschenwelt ist. So werden wir und die kommenden Geschlechter niemals müde werden, immer wieder neue Bausteine zum Gebäude der Vertiefung der Erkenntnis seines wahren Wesens herbeizutragen. Wie eine einzelne leuchtende Farbe den Eindruck eines Bildes bestimmt, so spricht aus des Meisters Schöpfungen, gleichviel ob Handzeichnungen, Bilder, Kupferstiche oder Holzschnitte, eine geradezu unerhörte Kraft plastischen Gestaltungswillens. In seinen Holzschnitten lösen sich Weiß und Schwarz, Licht und Schatten derart kontrastreich ab, daß man glaubt, holzgeschnitzte und farbig gefärbte alte Altartafeln vor sich zu haben. Und mit welch kühner Gebärde erheben sich auf den berühmten Bildern der Vier Apostel die Brüche, Bäusche und röhrenartigen Bildungen des Faltenwerks der Mäntel des Evangelisten Johannes und des Apostels Paulus über dem tief ausgehöhlten Grund! Man hat das Gefühl, als sei hier ein Meister am Werk, der die Technik des Holzbildhauers mit der gleichen Virtuosität beherrschte, wie die Pinselschrift des Malers, der Maler und Plastiker in einer Person war. Das Eckige aber und Knochige im Haupt des Paulus, das Ader- und Faltenwerk der Stirn sind der Wirklichkeit so überzeugend nachgeschrieben und nachgebildet, daß die Hand des modellierenden Plastikers unverkennbar ist. So erhebt sich ganz von selbst die Frage: War Dürer auch Plastiker? Gibt es plastische Arbeiten, die er mit eigener Hand ausgeführt hat?

Welch weitgehendes plastisches Fühlen und Empfinden Albrecht Dürer besessen hat, zeigen die von ihm erhaltenen Entwürfe zu einem gotischen Tafelaufsatz, zu einem gotischen Becher, zu einem gotischen Pokal, zu einem Geweihlüster mit pfeilschießendem Amor, zu einem Leuchterweibchen, zu einem Säulenbrunnen mit fahnenschwingendem Landsknecht als Bekrönung und zu einem Gänsemännchen-Brunnen. Der Rahmen zu seinem Allerheiligenbild ist nach einem Entwurf des Meisters geschnitten worden. Auch lieferte er die Skizzen zum Triumphrelief Kaiser Maximilians im Louvre, das als eine Arbeit des Tiroler Meisters von 1518 gilt. Ein Kapitel für sich bildet die Ausbeutung des Dürerschen Figuren- und Formenschatzes durch andere Künstler seiner und der nachfolgenden Zeit.

Doch Dürer war auch selbst Bildhauer. Noch 1730 schreibt Johann Gabriel Doppelmayr: „Ferner machte auch Dürer, nachdem er die Posier-Kunst (die Kunst, in Wachs zu arbeiten) ebenfalls stattlich ausgeübt, seine Application auf das Bildhauen, und fertigte sowohl große als kleine ganz und halb-erhabene Bilder aus Holz und Stein, wie

man es haben wollte, so meisterhaft, daß es ihm wohl keiner, der von dieser Profession war, zu seiner Zeit bevortun kundte.“ Erinnern uns diese Worte nicht lebhaft an das, was ein Zeitgenosse Dürers i. J. 1508 schrieb: „In pictura et fictura aetate nostra principatus defertur“, d. h. als Maler und Bildhauer beansprucht in unserer Zeit Albrecht Dürer entschieden den ersten Platz? Von gewichtiger Schwere ist auch das Zeugnis Joachims von Sandrart, welcher i. J. 1681 der Pirckheimerischen Grabinschrift noch eine zweite in lateinischer und deutscher Sprache beifügte, in welcher er Dürer eine „Zierde Deutschlands, eine Leuchte der Künste, die Sonne der Künstler, einen Schmuck seiner Vaterstadt sowie einen einzigartigen Maler, Kupferstecher und Bildhauer“ nennt. Diese Angaben allgemeiner Art erhalten nun durch Dürer selbst eine Bekräftigung, wie wir sie uns nicht besser wünschen können. Ein 1519 datiertes Blatt im Britischen Museum enthält 2 Inschrift-Entwürfe zur Rückseite einer Medaille, deren Vorderseite sein Bildnis tragen sollte. Die für uns außerordentlich wichtige Inschrift lautet: IMAGO ALBERTI DVRER || ALEMANI QVAM SVISMET IPSE EFFINXIT MANIBVS ANNO AE-TATIS SVAE XLVIII SALVTIS VERO MDXIX, d. h. also: Das Bildnis Albrecht Dürers aus Deutschland, das er persönlich mit eigener Hand nachbildend formte im Jahre des Heils 1519, als er 48 Jahre alt war. Durchaus eindeutig ist hier ausgesprochen, daß es sich um eine eigenhändige Medaille des Meisters mit seinem Selbstbildnis handelt oder handeln sollte. Ob Dürer dieses Medaillenprojekt verwirklicht, ob er es aufgegeben oder die bereits weit geförderte Arbeit, etwa weil sie ihn nicht befriedigte, vernichtet hat, wissen wir nicht. Vielleicht fügt es ein glücklicher Fund, daß dieses für Dürers plastische Betätigung bedeutsame Dokument doch noch eines Tages wieder zum Vorschein kommt.

Die Kette schließt sich immer enger mit einem Brief Anton Tuchers an Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen aus dem Jahre 1509, in dem von einem „Frauenbild“ die Rede ist. Das Kästchen mit dem Stück ging auf der Reise verloren. Dürer sandte dann als Ersatz einen weiteren Abguß. Was dürfen wir hieraus folgern? Das Original, ein von Dürer eigenhändig geschnittenes und modelliertes Plakettenmodell, nach welchem die Goldschmiede einer Übung jener Zeit gemäß Silbergüsse anfertigten, um sie als Appliken an Schmuckkästchen zu verwenden, war in seiner Hand. Es war ihm also ein Leichtes, einen zweiten Abguß an den Kurfürsten zu schicken. Denn wer wäre wohl so töricht zu mutmaßen, daß dieser dem von ihm so hochgeschätzten Meister zugemutet hätte, ihm das Bildwerk eines anderen Künstlers zu übermitteln? So verdichtet sich alles zu der eine Tatsache darstellenden Annahme, daß es sich hier nur um das schon oft diskutierte Rückenrelief handeln kann, das neben dem Monogramm Dürers die Jahreszahl 1509 trägt. Und es ist sicherlich kein Zufall, daß ein Silberabguß davon das „Gürtelkästchen“ der Helena Imhoff zierte, welche 1507 den Nürnberger Senator Sebald Reich heiratete, der mit Dürer befreundet war. Von Wichtigkeit ist auch die Feststellung, daß sich das Relief in der ruhigen Ausgeglichenheit seiner zart verschmolzenen Formen ungezwungen in das

Entwicklungsbild des nachvenezianischen Dürer einfügt. Es ist ein Ergebnis seiner Vorbereitungen für eine idealere Darstellung des Menschen, die ihn nach seiner Rückkehr von Venedig so lebhaft beschäftigten und stufenmäßig zu den beiden großen Bildern Adam und Eva im Prado (1507), zur Lukretia-Zeichnung v. J. 1508 in der Albertina, zu der einseitigen Plakette mit dem weiblichen Kopf (1508) und letzten Endes zu dem großen Lukretia-Gemälde in der Münchener Pinakothek (1518) führten.

Man darf bei alledem nicht vergessen, daß Albrecht Dürer von Hause aus Goldschmied war und als solcher die Voraussetzung zur Anfertigung einer plastischen Arbeit, wie sie das Rückenrelief darstellt, besaß. Nach seinem eigenen Zeugnis war ja die Lehrzeit in des Vaters Werkstatt keine verlorene. Erst als er im Goldschmiedehandwerk »säuberlich arbeiten kann«, verließ er die väterliche Lehre, um Maler zu werden, hatte er es doch, wie berichtet wird, in der Zeichen- und Goldschmiedekunst so weit gebracht, »daß er schon vor dem 16. Jahr seines Alters ein schönes von Silber getriebenes Werk, das die sieben Fälle Christi präsentiert, zu des Vaters großer Freude darstellen konnte!«

Treibartigen Charakter besitzen auch die seine bildnerische Begabung in das hellste Licht stellenden einseitigen Hohlgüsse mit dem sog. Wolgemut (1508), der sog. Agnes Dürer (1508), dem Vater Dürers (1514) und dem Weiblichen Bildnis (1514). Sie bilden eine Gruppe für sich und nehmen im Rahmen ihrer Zeit eine Sonderstellung ein. Es sind keine »Medaillen!« Auch haben sie keinerlei Schule gemacht oder eine Nachfolge gefunden. Kein Künstler vor oder nach ihm hat diese Meisterschaft in der Behandlung des Stechsteinmodells besessen, das als Urform diente. Keiner hat diese hochgesteigerte Verfeinerung der Form, diese Weichheit der Modellierung mit den leisen Hebungen und Senkungen der Körper und der Antlitze, diese ruhige Ausgeglichenheit, die allenthalben zutage tritt, zu erreichen gewußt. Da Zeichnungen nicht vorliegen, muß Dürer die Modelle unmittelbar in Stechstein hergestellt haben. Die danach angefertigten Güsse aber waren nicht Selbstzweck, sondern als Appliken an Truhen oder Schmuckkästchen vorgesehen. Beweis hierfür sind der dünne überstehende, reifenartige Rand mit den Rillen innerhalb desselben, die reliefplastische Herausarbeitung der Brustbilder aus dem tiefergelegten Grund, sowie die Über- und Durchschneidungen des Randes durch Kopf und Brust als raumbildendes Mittel. Nichts kennzeichnet den Eigenwillen Dürers, der jeder Schöpfung ihr besonderes Gepräge verleiht, stärker als dieses Herausdrängen der kleinen Figurengebilde über die Enge des verfügbaren Raumes. Und ungezwungen fügen sich in diesen Formenkreis die 12 Rundentwürfe mit den Arbeiten des Herkules v. J. 1511 in der Bremer Kunsthalle ein, die wir als »Visierungen« verwandt finden in den Muschelreliefs an dem silbervergoldeten Prachtpokal auf Schloß Raudnitz. Ist es nun schon merkwürdig, daß dieses Prunkstück deutscher Goldschmiedekunst auf der Innenseite seines Fußes das Nürnberger Beschauzeichen trägt, — so ist es doch noch merkwürdiger, daß es in seiner geistreichen Erfindung, in seinem feinen Aufbau, in der Freiheit des Figürlichen und seinem virtuosen Blattwerk den Geist Dürers atmet. Hatte nun schon Albrecht Dürer dem Raudnitzer Pokal den Stempel seines Gestaltungswillens aufgeprägt, so wird er sich kaum darauf

beschränkt haben, die Ausführung dieses nicht alltäglichen Stückes lediglich zu überwachen. Bei seiner überragenden Größe und seinen an Leonardo da Vinci gemahnenden allumfassenden Fähigkeiten war er Manns genug, auch die Übersetzung seiner mit besonderer Sorgfalt ausgeführten Entwürfe in den Stil des Muschelschnitts, der anfänglich nicht vorgesehen war, selbst vorzunehmen. So fertigte er mit eigener Hand die entsprechend vereinfachten Modelle, welche, in Bronze gegossen, dem Muschelschneider als Zwischenglieder dienten. Eine dieser Vorlagen, nämlich diejenige mit der Bezeichnung des Herkules, befindet sich im Britischen Museum in London. Ihre Technik erinnert an Peter Vischer den Jüngeren.

So komme ich zu den Medaillen auf Willibald Pirckheimer (1517) und Johannes Stabius. Da es von ersterer keine originalen Stücke, sondern nur flache Abgüsse gibt, da außerdem Vorder- und Rückseite einen durchaus applikenartigen Charakter tragen, was auf eine tektonische Verwendung schließen läßt, so kann man heute nicht mehr glauben, daß es sich von Hause aus um eine ausgesprochene Schaumünze gehandelt hat. Die Verwendung der von Dürer hergestellten Modelle zu Silbergüssen erfolgte nur einmal, und zwar an einer leider verloren gegangenen Schatulle, die er aus einem besonderen Anlaß, vielleicht als Geburtstags geschenk, für den Freund anfertigte. Und nicht viel anders ist es mit der schönen großen Plaque mit dem Brustbild des kaiserlichen Hofhistoriographen, welche den Höhepunkt seines reliefplastischen Stiles bezeichnet und mit der ungewöhnlich malerischen, kühn bewegten, ja pastosen Art der Modellierung unter den deutschen Medaillen eine einsame Stellung einnimmt. Auch die Gegenseite, die sich an 2 Exemplaren in italienischen Sammlungen findet, bekundet des Meisters persönliche Eigenart so stark, daß es nicht verantwortet werden kann, eine zweite Hand für die reliefplastische Übersetzung des Entwurfs anzunehmen. Es war i. J. 1518, als Dürer der Studie des greisen Herolds zum Triumphzug die Gesichtszüge des Johannes Stabius lieh, die mit denen unserer Plaque übereinstimmen. In diese Zeit fällt auch die Aufmerksamkeit, welche Albrecht Dürer seinem Gönner und Berater durch die dekorative Verwendung der von ihm eigenhändig modellierten beiden Plaques an einer kleinen Geschenktruhe erwies.

Wir befinden uns in einer Epoche gesteigerter reliefplastischer Betätigung Dürers. Und nun finden wir es, was früher nicht verständlich erschien, ganz und gar natürlich, wenn der Nürnberger Rat den beiden neu eingestellten Münzmeistern i. J. 1517 die Weisung gab, bei der Anfertigung neuer Prägestempel den Rat Dürers einzuholen, wenn er dem Meister i. J. 1521 den ehrenvollen Auftrag zur Visierung für die Schaumünze auf Kaiser Karl V., jenes Kapitalstück der Prägekunst, welches künstlerisch wie technisch in der Geschichte der Völker einzig dasteht, erteilte und Dürer auch das Bildnis des Reichsstatthalter-Talers Friedrichs II. von der Pfalz, den dieser anlässlich seiner Anwesenheit als Reichsverweser in Nürnberg i. J. 1522 schlagen ließ, zu zeichnen hatte. Wie weit aber Albrecht Dürers Fähigkeit auf dem Gebiet der Goldschmiedekunst ging, zeigt das Niello mit dem kleinen Christuskreuz, das er nach einem Brief an Spalatin v. J. 1520 in Gold gestochen hat. Dürer führte diese Gravierung für Kaiser Maximilian (um 1518) aus, der

sie in den Knopf seines Schwertes einfügen ließ, weshalb sie auch »Degenknopf Kaiser Maximilians« genannt wird.

Sind es auch keine Großtaten der Kunst, um die es sich hier handelt, sondern um Gebilde auf kleinem Raum, so sind sie doch als Ausnahmevereinigungen und Äußerungen von kerniger Kraft würdig der schöpferischen Größe dieses überragenden Genies. Biographisch aber kann ihre Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden, sind sie doch Schlüssel zur Erkenntnis der Herkunft des auffallend plastischen Stils in des Meisters Gesamtwerk!

Deutsche Kulturgeschichte

Nachdem man in den letzten Jahrzehnten hinter den trockenen Daten das lebendige Wachsen des Volkes aufzuspüren begann, verfiel man freilich oft in den anderen Fehler, vor lauter Architektur, Töpferei und Gewandschneiderei das große politische Geschehen nicht mehr zu sehen. Das vorliegende Werk entwickelt die Kulturgeschichte aus dem uralten Sehnen der Menschheit nach Vervollkommenung, aus der Freude über das Errungene und dem daraus neu entstandenen Begehr weiterzuschaffen. Und es stellt nicht nur die Dinge der Zivilisation dar, sondern zeigt die innige Verpflechtung von materieller und geistiger Kultur, bleibt also in steter Berührung mit den Wissenschaften der Literatur-, der Kunst- und der Kirchengeschichte. Die Einteilung entspricht ungefähr dem Ablauf der politischen Geschichte, wenn auch immer wieder in Erscheinung tritt, daß das kulturelle Leben nicht in große Epochen eingedämmt ist, sondern in mannigfachen Strömungen nebeneinander und ineinander fließt. Besonders glücklich darf für diesen Zusammenhang die Auflösung des Begriffes »Mittelalter« durch den Verfasser bezeichnet werden, der mit Recht darauf hinweist, daß die neue Zeit in manchem ihre Wurzel im 13. Jahrhundert hat, während das Mittelalter in vielen Dingen bis ins 17. hineinreicht. Das Werk verzichtet im übrigen auf jede Polemik und gibt dem gebildeten Leser durchaus gesicherte Ergebnisse, die allerdings hier und dort auch der Forschung von Nutzen sein können. Während der erste Band mit einem Lob auf die deutsche Stadt von 1490 schließt, beginnt der zweite mit einer Darstellung der noch nicht geformten gärenden Geisteswelt des 16. Jahrhunderts. Besonders schön ist die Schilderung der Renaissance, außerordentlich erfreulich die gerechte und versöhnliche Beurteilung der Reformation. Der Sprung vom Biedermeier zur Verwandlung der Naturlandschaft durch die Industrialisierung wirkt zu kraß und unvermittelt. Das 19. Jahrhundert ist zweifellos etwas zu kurz gekommen; vor allem die soziale Umschichtung ist nur oberflächlich angedeutet. — Das Werk, das den Menschen in den Mittelpunkt der Kulturgeschichte stellt, schließt mit der Hoffnung auf den Anbruch einer neuen Kulturrepoche nach einer Zeit des zivilisatorischen Überganges.

Zu loben sind die ausdrucksvoollen Kapitelüberschriften wie: »Jenseits der Teufelsmauer« & Co. G. m. b. H., Freiburg/Brsg. 2. verbesserte Auflage. 1. Band: »Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Band: »Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.«

H. Probst, Berlin

Friedrich Zöpfel: »Deutsche Kulturgeschichte«, Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg/Brsg. 2. verbesserte Auflage. 1. Band: »Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Band: »Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.«

Deutscher Kulturatlas

Herausgegeb. von G. Lüdtke u. L. Mackensen.

Auf sorgfältig angelegten, zum Teil mehrfarbigen kartographischen und graphischen Blättern werden die folgenden Gebiete behandelt: Vorgeschichte, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft und Verkehr, Religionsgeschichte, Recht, Sprache, Literaturgeschichte, Bildungsgeschichte, Philosophie, Kunstschatz, Musik. — Jeder Karte ist ein knapper, das Wesentliche umfassender Text zur Erläuterung beigegeben. Sonderprospekte kostenlos.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Genthiner Str. 38

Professor Dr. W. F. OTTO, Frankfurt a. M.

Die griechische Göttergestalt und ihre Bedeutung für die griechische Kultur

Die Kulturgeschichte der Menschheit kennt kein bedeutenderes und folgenreicheres Phänomen als das Auftreten der Göttergestalten. Denn von ihnen sind überall die entscheidenden Wirkungen ausgegangen. Alle großen Schöpfungen der höheren Kulturen zeugen von ihrer unvergleichlichen Lebensgewalt. Woher kommen sie? Wie sollen wir uns ihre Entstehung erklären?

»Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken; das Entstandene begreifen wir nicht« sagt Goethe. Göttergestalten aber, im eigentlichen Sinne des Wortes, gehören zu den Größen, die längst nicht mehr entstehen. Wie viel Eifer und Scharfsinn hat man aufgewandt, um den Schleier, der über ihrem Ursprunge liegt, ein wenig zu lüften. In neuerer Zeit setzte man sein Vertrauen auf die Erforschung der vorgeschichtlichen und der primitiven Glauenswelt. Sie weiß fast nur von gestaltlosen Mächten, von Geistern und Heilbringern; und hier hoffte man wenigstens den Weg zu entdecken, auf dem die echten Götter getreten sind. Aber soviel man diesem Studium auch verdanken mag, der großen Aufgabe, das Auftreten des Götterglaubens zu verstehen und zu würdigen, hat es nicht gedient. Ja es scheint fast, als habe es die Aufmerksamkeit von diesem ungeheuren Problem ablenken wollen. Beobachtung des Einfachsten, Vergleichung und Deutung sollten uns in Urzustände zurückführen, wo die Rituale nur von engumgrenzten Mächten wußten, ja anfänglich sogar für sich allein, ohne jede Vorstellung höherer Wesen geübt wurden. Das Bedenkliche dieser Entwicklungslehre liegt darin, daß sie den Anschein erweckt, als sei die Erscheinung der Götter nun kein schweres Rätsel mehr. Und so soll jetzt durch Personifikation, allmähliche Ausweitung des Wirkungskreises und schließlich durch dichterische Phantasie, im Laufe einer sogenannten Entwicklung, aus dumpfen beschränkten, also nichts weniger als erhabenen Mächten das geworden sein, was sie ihrem Ursprung und Wesen nach nicht waren: göttliche Gestalten.

Wir lernen heute immer ernstlicher, die großen Erscheinungen geschichtlicher Epochen nach dem zu befragen, was sie sind; und diese Betrachtungsweise läßt uns immer deutlicher erkennen, wie wenig dem Wesen gegenüber alle Ableitungen besagen. Sie treffen nur auf das, was nicht entscheidend ist. Wie man auch über den Glauben an geheimnisvolle Kräfte und wirksame Geister denken mag: die Götter gehören einer ganz anderen Kategorie des Seins an, und das Innwerden dieser ungeheuren, in sich selbst ruhenden Wesenheiten läßt sich durch keine Entwicklungsreihe verständlich machen. Da sie allenthalben das Lebendigste gewirkt haben, müssen sie selbst von der Urkraft des Lebens beseelt sein. Denn nur das Leben bringt Leben hervor. Und das bestätigt sich bei jedem Einzelnen, wenn wir ihn aufmerksam ins Auge fassen. Er erweist sich als ein lebensvolles Ganzes, eine echte Gestalt, deren Einheit nur in einem einzigen Akte hervorgetreten sein kann. Da diese Akte alle einer sehr fernen Vergangenheit angehören, sind wir für ihr Verständnis auf Gleichenisse angewiesen. Diese aber dürfen wir nicht unter den Erzeugnissen des Wahnes, der Bedürfnisse

und der Wünsche zu finden hoffen, sondern allein in der Sphäre jener echten Begegnungen mit dem Sein der Welt, aus denen die großen Schöpfungen entsprungen sind.

Die Erscheinung der Götter ist der Auftakt aller höheren Kultur. Sie bringen, im Auftreten einer ungeheuren Gestalt, die Lebensfülle, die sich im Lauf der aufbauenden Jahrhunderte entfalten und wirksam machen soll. Eine unendliche Bewegung geht von ihnen aus und dringt schöpferisch in alle Bezirke des Daseins. Als echte Lebensmächte müssen sie immer Neues erzeugen, und selbst das, was sich ihnen entgegensezt, ist noch von ihrem Geiste geformt. Ihrer absoluten Neuheit und Einzigkeit tut es keinen Abbruch, wenn sie durch ihre Namen auf ältere Epochen zurückweisen. So tragen nicht wenige der großen griechischen Götter — wie so manche Orte des griechischen Mutterlandes — ungriechische Namen, die der vorgriechischen Bevölkerung Griechenlands angehören müssen. Auch sind zweifellos einige unter ihnen, deren erste Kunde von östlichen Völkern zu den Griechen gekommen war. Aber bei ihrem Auftreten auf griechischem Boden offenbarten sich Gestalten, wie sie nur dem griechischen Geiste erschienen sind. Die Geschichte kann uns von allerlei Anregungen und überkommenen Einzelheiten Kenntnis geben, aber die griechische Göttergestalt erklärt sie damit nicht. Diese tritt gleichzeitig mit dem, was wir griechische Kultur nennen, auf, und steht im Augenblick ihres Auftretens vollendet da. So wie Homer die Götter kennt, so haben sie in den großen schöpferischen Jahrhunderten das Leben und Bilden der Griechen regiert. Da sie keine abstrakten Begriffe, sondern lebendige Gestalten waren, konnten wohl Einzelzüge an ihnen neu gesehen oder stärker empfunden werden; aber solche Wandlungen sind ganz unbeträchtlich gegenüber der Konstanz ihres Wesens. Alle bedeutenden Züge der griechischen Welt gehören schon dem Homerischen Götterbilde an und finden in ihm nicht bloß den ersten, sondern den gültigsten und damit ewigen Ausdruck: die Ehrwürdigkeit der Naturform; die Forderung der Klarheit und des Maßes; die Ablehnung jeder Art von Tyrannie; die Hochschätzung des Einsichtigen anstelle des Willensmäßigen, des Geistigen anstelle des Seelischen; die Überlegenheit über das Subjektive, Individuelle und Einmalige, und die Heilighaltung aller echten Seinsgestalten.

Die Völker, in deren Umkreis die Griechen aufwuchsen, weisen mit ihrem Symbolismus und mit dem Ungeheuren ihrer Darstellungen auf die Unanschaubarkeit und Unfaßlichkeit des Göttlichen hin. Dem Griechen dagegen tritt es durchaus als Anschauliches entgegen. Daher gehört der Mythos, den die moderne Wissenschaft, auf Grund eines vorgefassten Begriffes von Religion, dem religiösen Glauben entgegensezt, mit Notwendigkeit zum Wesen der griechischen Religion. In allen höheren Kulturen hat sich die Größe des Göttlichen über die Heiligkeit des Elementischen und des Geisterhaften hinausgehoben. Bei den Griechen offenbart dieser Aufstieg nur ein weiteres und tieferes Sein der Natur selbst; wie denn die Olympier den uralten Erdmächten ihre Ehrwürdigkeit nicht genommen haben. Nicht die Absolutheit von Macht, Weisheit oder Willen steigt hier auf die Götter-

throne, sondern die Weltwirklichkeit selbst in ihren Urgestalten. Jeder Olympier ist die göttliche Erscheinung eines ganzen Daseinsreiches, dessen Formen alle, vom Unbeseelten bis zum Tierischen und Menschlichen, sich in ihm spiegeln. Sein Beistand ist nicht die Gnade eines souveränen Herrn, sondern die Beseelung, die aus dem Leben der Welt selbst dem Tapferen entgegenkommt, der auf dem Wege ist. Das Lehren alle Erzählungen und Schilderungen Homers. So spricht hier aus den Göttern das Sein der Welt selbst zu den Menschen, aber nicht mit der Offenbarung des Allgeistes oder der Allmacht, sondern in den ewigen Gestalten seiner Wirklichkeit. Und nicht, was sein soll, sondern was ist, steht im Glanze des Göttlichen.

Kein Verständiger wird versuchen, das Auftreten dieser Götter aus den Vorstellungskräften der Menschennatur, aus ihren durch Bedürfnis und Schicksal aufgenötigten Wünschen und aus ihrem angeborenen Streben nach Höherem zu begreifen. Aber verkehrt wäre es auch, seinen Grund in den aus der Geschichte bekannten Formen des griechischen Geisteslebens und in den Schicksalen der griechischen Existenz suchen zu wollen. Denn die Göttergestalt, deren Erscheinung man aus dem Charakter der griechischen Kultur verstehen zu können glaubt, ist in Wahrheit das Wunder, das dieser Kultur ihren Charakter gegeben hat. So erstaunlich es klingt, es ist doch die einfache Wahrheit, daß die griechische Kultur als Göttererscheinung in die Welt getreten ist. Aber es war eine Göttererscheinung, die nicht der Weltwirklichkeit eine andere entgegensezt, sondern vielmehr die Daseinsreiche in der Glorie des Göttlichen offenbarte, ohne ihnen durch das Wunder etwas von ihrer natürlichen Wirklichkeit zu nehmen.

Wer das bedenkt, versteht damit auch, was die Olympischen Göttergestalten für die Leistungen der griechischen Kultur bedeuten. Es ist nicht bloß Tatsache, daß die Dichter, Bildner und Baumeister von Geschlecht zu Geschlecht um den Ausdruck des Göttlichen, das einmal erschienen war, rangen. Die Einheit von Natur und Geist, die jene Göttergestalten in ihrer Erscheinung offenbarten, ist der Wesensgrund und die Kraftquelle alles Schaffens geworden, und hat die griechischen Werke mit dem ewigen und zugleich unmittelbaren Leben begabt, das sie von allen anderen unterscheidet. Es wäre eine große Aufgabe, den wunderbaren Ton, der, nachdem er einmal angeschlagen war, in allen Reichen der Produktivität fortklang, durch diese Reiche zu verfolgen bis in das der Wissenschaft, die ja auch zu den Neuschöpfungen der Griechen gehört: denn auch sie ist durch jenen ersten Einsatz auf den Weg geführt worden, nicht nach dem höchsten Seienden und dem daran geknüpften Heil, sondern nach dem Sein zu fragen. Und nicht zuletzt soll man daran denken, daß die Olympischen Götter, die man mit verhängnisvollem Mißverständnis 'anthropomorph' nennt, in ihrem Bilde den Menschen sich selbst erkennen ließen. Durch sie hat der Griechen den Menschen als Lebengestalt entdeckt; und diese Entdeckung, mit ihrer unermeßlichen Wirkung auf das ganze Leben und Denken, ist eines der Hauptsymbole für den Unterschied des Europäertums von den Kulturen des Ostens geworden. So beginnen denn auch die Renaissance in Europa immer wieder mit der erneuten Entdeckung des Menschen.

Vgl. meine »Götter Griechenlands«, 2. Aufl. Frankfurt 1934. Kap. IV—VI.

Deutsche Dome

Man kann den Kunsthistorikern nicht den Vorwurf machen, sie hätten in den letzten Jahrzehnten sich nicht genug um die deutschen Denkmäler gekümmert. Eine stattliche Anzahl von Veröffentlichungen bezeugt, daß neben den fachwissenschaftlichen Arbeiten Trieb und Vermögen besteht, den Kunstbesitz Deutschlands dem empfänglichen Laien nahe zu bringen. Keine Nation kann sich einer so meisterlichen Darstellung ihrer künstlerischen Vergangenheit rühmen, wie wir sie in Dehios »Geschichte der deutschen Kunst« haben. An Dehios »Handbüchern der deutschen Kunstdenkmäler« erkennt man unterwegs den lernbegierigen Reisenden. Ihm dient überdies — wenn wir nur an Werke der Baukunst und ihren bildnerischen Schmuck denken — eine Fülle von Einzelschriften über Städte, Kirchen und Schlösser. Manches, was die Inflation rasch und sorglos auf den Markt warf, ist inzwischen auf dem Schüdrump gestrandet. Eine Kunstbetrachtung, die den Leser mit allgemeiner Begeisterung — sie ist bekanntlich keine Heringsware — abspeist und keine Ansprüche an sein eigenes Sehen und Denken stellt, verkennt ihre erzieherische Aufgabe. Wie sie verantwortungsbewußt zu lösen ist, das lehren die Taschenbücher der »Deutschen Bauten«, die H. Giesau bei Aug. Hopfer in Burg herausgibt, und in umfangreicherer Form die »Deutschen Dome« des Deutschen Kunstverlages, deren Reihe jetzt zu sechs Quartbänden gediehen, eine in jedem Betracht würdige Darstellung der stolzesten deutschen Monuments vermittelt. Erinnerung an kulturelle Mächte der Vergangenheit, die ursprüngliche Gestalt vom geschichtlichen Schicksal gezeichnet, und zugleich doch lebendigste Gegenwart, wirkungsstark durch die Unmittelbarkeit ihrer Existenz auf dem Boden, der sie hervorbrachte, noch heute dem nämlichen Dienst geweiht, dem sie ihre Entstehung verdanken. Die »Kaiserdome«, zuletzt erschienen, in der historischen Folge am Beginn der Reihe, veranschaulichen zum erstenmal dieses großartige Dreigestirn in seiner vollen Bedeutung. Daß man sie »romanisch« nennt, ist unter allen verbildenden Stilbegriffen (wann verschwinden sie aus den Handbüchern?) der irreführendste. Hat doch das Germanische kaum jemals mit stärkerer baumeisterlicher Schöpferkraft gesprochen als im 11. und 12. Jahrhundert! Wort und Bild schließen sich in diesem Bande zu einer besonders glücklichen Einheit zusammen: Heges prachtvolle Aufnahmen und Weigerts Text, der aus architekturgeschichtlicher Beherrschung und einem starken Verhältnis zu den geistigen Gewalten der Zeit erwuchs.

Im heutigen Zustand übt Speyer nicht die gleiche Wirkung wie Worms und Mainz, die neuerdings in mustergültiger Weise instand gesetzt wurden. Was in Speyer die Franzosen zerstört und eine charakterfälschende Wiederherstellung im vorigen Jahrhundert gesündigt haben, ist nicht durchweg wieder gut zu machen. Aber den künstlerisch und geschichtlich ehrwürdigen Raum von einer freudlosen nazarenischen Ausmalung zu befreien, das sollte eine der dringlichsten Aufgaben der deutschen Denkmalpflege sein.

Beherrscht in den »Kaiserdomen« die Baukunst den Eindruck, so tritt beim Straßburger Münster die Architektur in unlösbare Verbindung mit den Werken der Bildhauer: der Ecclesia und Synagoge, dem Engelspfeiler im Querhaus und dem Figurenschmuck der Westfront. Die Persönlichkeit dieser namenlosen Meister erschließt sich uns allein aus ihren Werken. Urkundliche Nachrichten, wieweit es sich um Gemeinschaftsarbeit, wieweit um die Führung Einzelner handelt, sind nicht bekannt. In der Überzeugung aber, daß auch damals schöpferische Naturen Träger der Entwicklung gewesen sind, hat die stilkritische Forschung im letzten Jahrzehnt fruchtbar und aufklärend gewirkt.

Der stilistischen Zuschreibung an einen Meister widersetzen sich architektonische Werke mehr als Plastik und Malerei. Das Straßburger Münster ist, seit Goethe seinen Hymnus schrieb, in der allgemeinen Vorstellung mit dem Namen Erwins verknüpft. In ihm sah die Romantik den Schöpfer des ganzen Baus. Dann entthrone ihn die histori-

sche Kritik als unerheblich und sagenhaft. Nun aber rückt er wieder auf einen ehrenvollen Platz. Stammt von ihm wirklich der erhaltene Fassadenentwurf, der nach seinem Tode 1318 verändert weitergeführt wurde, so war er in der Tat ein Künstler hohen und selbständigen Ranges. Die Eigenart der Straßburger Kunst insgesamt im Vergleich zu der der westlichen Nachbarn wird von Weigert eindringlich dargelegt: »Nur einer Zeit, in der die beiden Nationen sich nicht gegenseitig aufrüben, sondern in der Gemeinschaft der Kirche sich vereinigten, gegenseitig befruchteten, und ihre besonderen Gaben sich ergänzen ließen, konnten Leistungen von so unerschöpflichem Reichtum wie das Straßburger Münster gelingen ... Sehr denkwürdig aber ist es, daß die Einheit dieser übernational-christlichen Kultur eine Vielheit nationaler Charaktere sich frei entfalten läßt ... Die Sprache der christlichen Kunst ist übernational wie das Latein, dessen sich die Kirche bediente. Was aber in dieser Sprache ausgesagt wird, das wurzelt im Wesen, im Volkstum der Meister, die in ihr schufen. Auch am Straßburger Münster haben deutsche Meister in einer allgemein europäischen Formensprache deutsches Wesen dargestellt.«

Das ist eine andere Warte als die des Malers Hans Adolf Bühler, der in der neuen Karlsruher Monatsschrift »Das Bild« (Februar 1934) als Schriftleiter über oberrheinische Kunst schreibt: »Ich behaupte, daß die gotische Baukunst eigentlich die alemannische ist und so heißen müßte. Ich bin überzeugt, daß in Alemannien und nicht im (!) Isle de France diese Kunst bodenständig gewachsen ist und hier folgerichtig zu Ende gedacht wurde.« Um dies historisch zu stützen, datiert er den Freiburger Münsterturm um mehrere Generationen vor. »Die kommende von der Französelei unabhängige Forschung wird meine Behauptung beweisen. Dann bräche freilich alles zusammen, was seit über einem Menschenalter, nicht zuletzt durch Dehio, den niemand einen Französling schelten wird, erforscht und erkannt worden ist.

Der Aufgabe, die verstehende Liebe unseres Volkes zur heimatlichen Kunst zu steigern und zu vertiefen, dient jedenfalls unvergleichlich überzeugender die Art, in der Wilhelm Pinder in den Bänden über Bamberg und Naumburg die Auseinandersetzung des Deutschen mit Frankreich im 13. Jahrhundert erörtert. Pinder, durchglüht von dem Erlebnis deutscher Kunst, tritt als wortmächtiger Anwalt ihrer Eigenart mit einer Leidenschaft auf, die angesichts der Tendenz einiger französischer Untersuchungen notwendig sein mag. Aber die Zeit wird hoffentlich kommen, wo die Bamberger und Naumburger Bildwerke es nicht nötig haben, daß man sie herausstreckt, wo ihre Besonderheit als selbstverständlich erkannt wird. Stehen sie doch als ebenbürtige Größen neben dem, was andere Völker in ihrer Hochblüte geschaffen haben.

Das Unterschiedliche aber zwischen Reims und Bamberg, zwischen Chartres und Straßburg, zwischen den Statuenreihen Frankreichs und den Einzelcharakteren an deutschen Kirchen geht weit über eine andere Formaufassung hinaus, kennzeichnet die verschiedene Veranlagung und Denkweise beider Nationen bis auf diesen Tag. Was unter den Händen jener deutschen Bildhauer aus gelegentlichen Anregungen geworden ist, das spricht mit zwingenderer Gewalt als Abbildungen es vermögen, wenn man in der Abgußsammlung des Pariser Trocadero nach den Kathedralfiguren plötzlich die Bamberger Elisabeth zu Gesicht bekommt.

Mit den Naumburger Bildwerken, vor nicht ferner Zeit nur wenigen bekannt, heute mindestens in der Vorstellung Allgemeinbesitz der Deutschen, hat sich die Kunstgeschichte der letzten Jahre besonders eingehend beschäftigt. Wer sich über ihre Methode und auch über die Grenzen ihres Erkenntnisvermögens unterrichten will, vergleiche die erste Auflage des Naumburger Bandes mit der neusten, die sich überdies durch bessere Wiedergaben der Photos auszeichnet. Pinder kommt jetzt zu einer zeitlichen Ordnung der Lettnerreliefs und Chorfiguren, mithin zu einer

Auffassung von der Entwicklung des großen Naumburger Meisters, die seiner früheren Ansicht entgegengesetzt ist.

Mancher wird erstaunt sein, dem Dom zu Xanten in der Reihe der repräsentativen Denkmäler zu begegnen. Als architektonische Leistung reicht er nicht an die anderen Dome heran, auch nicht im Rang seiner Bildwerke. Und doch verdient dieser Bau am Niederrhein eine solche Darstellung, nicht bloß weil er auf geschichtlich denkwürdigem Boden steht. Er veranschaulicht Geist und Form Sinn dieser Landschaft in ungewöhnlicher Reichhaltigkeit, denn nur in wenigen Kirchen des späteren Mittelalters hat sich die Ausstattung so umfänglich erhalten wie in Xanten. R. Klapheck, ein gründlicher Kenner seiner Heimat, macht hier den liebevollen Führer.

Was im nämlichen Zeitraum im östlichen Kolonialland aufwuchs, erstaunliche Zeugen deutschen Unternehmungsgeistes, einer unbegreiflich großen Baugesinnung kleiner Gemeinwesen, das kommt in den von Burmeister eingeleiteten »Norddeutschen Backsteindomen« in Aufnahmen von Renger-Patzsch zu ungemein lebendiger Wirkung. Seine Photos haben ihre eigene temperamentvolle Prägung, und ein Vergleich mit denen von W. Hege und R. Hamann, auf ihr Verhalten zum Gegenstand hin, ist reizvoll und lehrreich. Auf der Leistung dieser Meister ihres Faches beruht nicht zuletzt das glückhafte Gelingen des Unternehmens. Daß es dann doch nicht nur »Bilderbücher« geworden sind, ist das Verdienst derer, denen der Text anvertraut wurde. Das Photographieren von Baukunst und Plastik hat sich zu einer künstlerischen Technik entwickelt, bei der neben der zeitbedingten Neigung zu einer expressiven oder beruhigten Schweiße die persönliche Auffassung zur Geltung kommt. Das »Objektiv« bringt zwar nicht mehr auf die Platte, als der Gegenstand enthält, aber je nach Standort und Beleuchtung kommen die verschiedenen photographischen Deutungen zu stande, die oft ebenso umstritten sind wie die sprachliche Interpretation. So bestrickend z. B. das verlorene Profil einer Naumburgerin als Entdeckung wirkt, es fragt sich doch, ob das, was einem Werk der Spätgotik oder des Barock gemäß ist, auch der Vorstellungsart des 13. Jahrhunderts entspricht. Aus der vervollkommenen Technik und dem individuellen Anspruch des Photographen entsteht bisweilen die Gefahr, souverän mit dem Kunstwerk zu schalten, statt sich in seinen Dienst zu stellen. In diesem Betracht scheint mir Hege auf seinem Wege von Naumburg zu den Kaiserdomen gelernt zu haben.

In so guter oder gar verführerischer Beleuchtung, wie er sie aus den Aufnahmen in Erinnerung hat, erlebt der Besucher die Originale selten, und die Nahansichten in der Höhe gewinnt er überhaupt nicht. Darum ist der erste Eindruck an Ort und Stelle oft eine Enttäuschung. Aber wie fruchtbar ist dann der Augenblick, wo er die Dinge für sich aufs neue erwirbt und sie nun erst eigentlich besitzt! Auch die vorzüglichsten Veröffentlichungen können ja nur den einen Sinn und das eine Ziel haben, zu den Werken selbst hinzuführen. Das aber tun die »Deutschen Dome« in Wort und Bild aufs beste. Sie kommen dem Verlangen nach tieferer Erkenntnis deutscher Kunst entgegen, und sie vermögen zugleich das Bedürfnis danach wachzurufen. Was wir Kunstgeschichte nennen, wird eines Tages zu Ende sein, das unmittelbare Erlebnis bleibt.

Prof. Dr. A. Grisebach
Heidelberg

Der Naumburger Dom und seine Bildwerke, aufgenommen v. Walter Hege, beschrieben von Wilh. Pinder. 4. A. 50 S. mit 23 Textbildern u. 89 Tafeln. Geb. RM 9.75.
Der Bamberger Dom u. seine Bildwerke, aufgen. v. W. Hege, beschrieben von W. Pinder. 2. A. 64 S. mit 35 Textbildern u. 73 Tafeln. Geb. RM 9.75.
Das Straßburger Münster u. seine Bildwerke, herausg. von Rich. Hamann, beschrieben von Hans Weigert. 118 S. mit 67 Textbildern u. 89 Tafeln. Geb. RM 9.75.
Der Dom zu Xanten u. seine Kunstschatze von Rich. Klapheck, aufgen. von W. Hege. 156 S. mit 132 Text- u. Vollbildern. Geb. RM 7.75.
Norddeutsche Backsteindome. Aufgen. von A. Renger-Patzsch, beschrieben von W. Burmeister. 48 S. und 128 Tafeln. Geb. RM 6.75.
Die Kaiserdome am Mittelrhein Speyer, Mainz und Worms. Aufgen. von W. Hege, beschrieben von H. Weigert. 79 S. mit 29 Textbildern u. 96 Tafeln. Geb. RM 9.75.

Deutsche Verfassungsgeschichte

Durch die Gesetze über die Gleichschaltung der Länder mit dem Reich hat der nationalsozialistische Staat den jahrhundertelangen Kampf zwischen Reichsgewalt und Territorien endgültig zugunsten des Reiches entschieden. In seiner ganzen Tragweite läßt sich dieser ungeheure Fortschritt aber erst dann ermessen, wenn man die deutsche Verfassungsentwicklung der letzten Jahrhunderte verfolgt und im Geiste nochmals die ganze Tragik miterlebt, wie dieser zu Beginn des Mittelalters noch blühende Baum ständig mehr ausgehöhlt wurde, um schließlich als morscher Stamm im Jahre 1806 — mit der Niederlegung der Kaiserkrone durch Kaiser Franz II. — zusammenzubrechen. Während in den Nachbarstaaten, in folgerichtiger Entwicklung, stark zentralisierte Großmächte entstanden, brachten im Reich die Wahlkapitulationen eine zunehmende Stärkung der Territorialgewalten mit sich, und zwar bis herunter zu den Grafschaften, Städten und der Reichsritterschaft. Die Beschränkungen der Reichsgewalt geschahen also nicht, wie z. B. in England durch die Magna Charta, die bill of rights und vor allem die Habeas Corpus-Akte zu Gunsten der Volksrechte, sondern zum Vorteil der Landesfürsten und einer feudalen Ständeordnung. Alle diese auf Grund inner- oder außenpolitischer Schwierigkeiten dem Kaiser abgetrotzten Zugeständnisse bildeten schließlich die Bestandteile des materiellen Verfassungsrechtes, wozu dann noch die bekannten großen internationalen Friedensverträge kamen — Westfälischer Frieden von 1648, Wiener Kongreß und Bundesakte v. 8. 6. 1815 — die tief in die Gebiets- und Verfassungshoheit des Reiches eingingen und die groteskerweise ausländische Staaten zu Garanten der verfassungsmäßigen Grundlagen des Reiches und der Länder machten. Daß es der Feind war, der durch seinen Machtspurk die Vereinfachung des deutschen Staatenbildes schuf und neue Königreiche, Großherzogtümer usw. bildete, und daß diese historische Tatsache erst hundert Jahre hinter uns liegt, möge allen denen zu denken geben, die da glauben, die in den früheren Landesparlamenten gepflegten Reservatrechte und partikularistischen Strömungen auch heute noch nützen zu können, um der Reichserneuerung Steine in den Weg zu legen. Über alle diese Bestrebungen wird eine mächtvolle Regierung zur Tagesordnung übergehen können.

Mit den Freiheitskriegen von 1813—14 beginnt der Aufstieg des deutschen Volkes, das unter Entfaltung seiner gesunden Kräfte, wenn zunächst auch unter Berücksichtigung der Ländermachtansprüche im Reiche von 1870, seine europäische Großmachtstellung wiedergewinnt. Trotz des verlorenen Weltkrieges gelingt es, auch unter dem parlamentarischen System der Weimarer Verfassung die nationale Einheit in ihrer äußeren Form zu erhalten; aber erst das »Dritte Reich« sollte den Jahrtausende alten Wunsch aller guten Deutschen nach einem einheitlichen starken Vaterlande in Erfüllung bringen.

Diese ganze Entwicklung schildert das Buch, allerdings nur bis zur alten Reichsverfassung von 1870—71, diese nicht eingeschlossen; es gibt in klarer und gemeinverständlicher Sprache eine Übersicht von der karolingischen Periode ab. Durch das Weglassen des Ballastes von Anmerkungen und historischen Exzerpten und durch eine klare und übersichtliche Anordnung liest es sich leicht und eignet sich so als praktischer Leitfaden, nicht nur für Juristen und Historiker, sondern für weite Kreise des deutschen Volkes. Dr. O. Fischbach Berlin

Conrad Bornhak, Deutsche Verfassungsgeschichte vom Westfälischen Frieden an. Bd. VII der Bibliothek des öffentlichen Rechts, herausgeg. von A. Schoetensack, Ferd. Enke-Verlag 1934, 472 S.

Professor Dr. J. PLASSMANN, Münster i.W.

Psychologisches von der Arbeit des Astronomen

Wenn die Himmelskunde nicht allein in den Lehrplänen der höheren Bildungsanstalten, sondern selbst in den Vorlesungsverzeichnissen der Hochschulen gewöhnlich nur als ein Anhängsel der Mathematik auftritt, so darf man darüber nicht vergessen, daß sie zwar der Hilfe der Mathematik nicht entraten kann, dabei jedoch ein selbständiges Leben führt und eine ureigene Methode der Forschung, nämlich die Beobachtung, ausgebildet hat. Wie die Geschichtswissenschaft, der ja sowohl zum Datieren der Ereignisse als auch zur Einteilung des Erdalles, auf dem sie sich abspielen, die Mitarbeit der Astronomie not tut, sich dennoch verbitten würde, als deren Filiale behandelt zu werden, so geht es der Astronomie selber mit der Mathematik und natürlich auch mit der Physik, was angesichts des immer energischeren Vordringens physikalischer Erwägungen in die Himmelserforschung nicht vergessen werden darf. Der Physiker und der Chemiker sind Untersuchungsrichter, die im Experiment die Parteien verhören; der beobachtende Astronom, mit dem der Meteorologe hier manches gemeinsam hat, ist mehr einem Spion zu vergleichen, der unter wechselnden, nicht immer günstigen Verhältnissen von der Wahrheit so viel zu erhaschen sucht, wie es gehen mag. Seine Tätigkeit berührt sich dadurch mit der des Biologen, der zwar andere Gegenstände der Beobachtung hat, aber, gleich jenen von der Jahreszeit, dem Klima und Wetter abhängend, in und mit der Natur leben muß.

Zu der Natur gehört nun aber auch der Beobachter selbst als ein Wesen, das Sinneseindrücke aufnimmt und sie verarbeitet; und zwar muß er sie oft so rasch verarbeiten, daß dabei Fehler unterlaufen, die jedoch, wenn man sie erst erkannt hat, schöne Beiträge zur Erkenntnis der Sinnestätigkeit und der Psyche liefern können. Es erscheint einfach, die Antritte der Fixsterne an die Fäden in der Brennebene eines Mittagsrohrs zu beobachten, dabei auf die Sekundenschläge des Uhrpendels zu horchen und nach geschätzten Zehntelsekunden anzuschreiben, wann jeder einzelne Stern an jedem einzelnen Faden vorübergang. Aber schon vor etwa 150 Jahren hat Maskelyne in Greenwich zu seinem Verdruß bemerkt, daß zwischen seinen Notizen und denen seines Assistenten ein nahezu konstanter Unterschied vorlag. Der Gehilfe wurde verwirrt und, als das nicht fruchtete, als unbrauchbar entlassen. Sein Vorgesetzter hatte sich damit die Entdeckung des persönlichen Fehlers oder, wie man gewöhnlich sagt, der persönlichen Gleichung entgehen lassen. Ihre Ursachen liegen teils auf rein physiologischem Gebiete, nämlich in der Verschiedenheit der Schnelligkeit, womit bei zwei Menschen einerseits der optische, andererseits der akustische Eindruck zum Hirn fortgepflanzt wird, also in der reinen Perzeption. Dazu tritt dann aber die bewußte Wahrnehmung, die Apperzeption, die da feststellt: jetzt höre ich das Pendel schlagen; jetzt erscheint der Stern gerade hinter dem Faden. Von deutschen Gelehrten wie Bessel wurde die persönliche Gleichung weiter erforscht, und es wurde damit der noch nicht einmal definierten Wissenschaft der experimentierenden Psychologie eine wertvolle Anregung geboten. Sie kann mit dem Vorübergange künstlicher Sterne, der sich ja

genau vorausberechnen läßt, das Problem dem Versuche unterwerfen, also die Methode des Physikers, des Untersuchungsrichters darauf anwenden.

Die Ersetzung der sogenannten Augen- und Ohr-Methode durch die elektrische Registrierung hat den persönlichen Fehler herabgedrückt, ohne ihn vernichten zu können. Wenn ich in dem Augenblick, wo der Stern an den Faden tritt, einen Taster betätige, so treten wieder zwei Nervenleitungen ins Spiel, die zentripetale vom Auge zum Hirn, die zentrifugale vom Hirn zur Hand.

Noch kleiner wird der besprochene Fehler bei dem sogenannten unpersönlichen Mikrometer nach Braun und Repsold, wo man durch Betätigung von Schrauben einen Faden derart durch das Gesichtsfeld bewegt, daß der Stern immer durch ihn halbiert erscheint. Die Stellung des Fadens, verglichen mit der Uhrzeit, ergibt sich dann wieder mit Hilfe elektrischer Kontakte. Der Fehler wird also viel kleiner; aber er bleibt, und er muß bleiben, weil die Temperamente der Beobachter zu verschieden sind. Der Sanguiniker fürchtet, zu langsam zu drehen, dreht darum zu rasch; der Phlegmatiker macht es umgekehrt. Erst die vollständige Ausschaltung der Psyche der Beobachter, wie sie B. Strömgren durch sein photoelektrisches Verfahren erreicht hat, konnte das Problem endgültig lösen.

Denken wir uns nun, ein Beobachter habe nach der Augen- und Ohr-Methode an einem Abend die Durchgänge von 200 Sternen je durch 5 Fäden nach der Uhr verzeichnet auf Minuten, Sekunden und Zehntelsekunden. Es stehen also 1000 vollständige Angaben da, und wir glauben nach den Gesetzen des Zufalls erwarten zu dürfen, daß alle Zehntel gleich oft vorkommen, also jede etwa 100 mal, wobei wir gern einen Spielraum zwischen 95 und 105 zulassen, eben wegen der Zufallsfehler. Es ist ja nicht viel anders, als wenn ein Würfel 600 mal geworfen wird; steht eine der 6 Augenzahlen auffallend oft da, z. B. 150 mal statt 100 mal, so werden wir den Würfel für falsch erklären. Auch auf das Beobachtungs-Tagebuch trifft unsere Vermutung zu: jeder Beobachter hat seinen Dezimalfehler oder seine Dezimalgleichung, d. h. er zieht, ohne es zu wissen, bestimmte Zehntel vor, dieser die geraden 0 2 4 6 8, jener die ungeraden 1 3 5 7 9, ein Dritter die Mittenzehntel 3 4 5 6 7, ein Vierter die Randzehntel 8 9 0 1 2.

Der Versuch, den erkannten Fehler zu verbessern, schlägt fehl wie bei dem Greenwicher Assistenten, oder er bewirkt einen Umschlag ins Gegenteil, manchmal von bedeutender Größe. Es kommt vor, daß ein bestimmtes Zehntel dreimal so häufig auftritt als es sollte.

Nicht nur wenn Zeitgrößen geschätzt werden, tritt dieser Fehler auf; er bleibt auch der Schätzung von Raumgrößen nicht erspart. Wenn wir auf einem Chronographen-Streifen messen, arbeiten wir natürlich genauer als bei der Schätzung am Fernrohr, schon weil am Schreibtische ruhiger geschafft wird. Aber die kleinsten Teile müssen doch wieder geschätzt werden, und da tritt eben der Fehler auf, den auch die Geodäten von der Arbeit an der Meßlatte her kennen. Der Fehler ist offenbar weit mehr psychologischer als sinnesphysiologischer Art. Das zeigt sich auch in

FRIEDRICH RATZEL

DEUTSCHLAND

Einführung in die Heimatkunde. Unter Erhaltung der Form im Inhalt ergänzt von Erich v. Drygalski. Mit 16 Landschaftsbildern u. zwei Karten. Sechste, ergänzte Auflage. Okt. 242 S. 1932. Geb. RM 5.40

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 10

seiner Veränderlichkeit; hierin verfüge ich über eine größere Anzahl von Beobachtungsreihen. Sie beziehen sich teils auf Anschlüsse der Präzisions-Taschenuhr an verschiedene Pendeluhrn und an das Pariser Zeitsignal, teils auf die Messung von Winkeln am Pendel-Quadranten. Aus vielen tausend Schätzungen dieser Arten ergeben sich folgende Sätze: Der Fehler ist zunächst auch für denselben Beobachter verschieden je nach dem Objekt; er ist beim Vergleichen zweier Uhren anders als beim Schätzen des Zehntelgrades an einem geteilten metallenen Bogen.

Unterwirft man eine dieser Arten der Statistik, so ergibt sich, daß derselbe Beobachter, wenn er seine Arbeit viele Jahre hindurch fortsetzt, einem veränderlichen Dezimalfehler unterworfen ist. Trägt man die Jahre als Abszissen auf, die Prozentzahlen für jedes Zehntel, die ja jede genau gleich 10 sein müßten, als Ordinaten, so ergeben sich Kurven, die im allgemeinen an Perioden von 5 bis 10 Jahren geknüpft sind. Sollten nicht bestimmte andere Betätigungen der Individualität, wie der Gang und die Handschrift, ähnlichen Wellen unterliegen? Endlich hat sich auch eine Abhängigkeit von der Tageszeit herausgestellt, und zwar beim sehr häufigen Vergleichen der Taschenuhr mit nicht weniger als drei verschiedenen Pendeluhrn im Interesse der astronomischen Beobachtung und des öffentlichen Zeitdienstes. Die Kurve der Dezimalfehler verläuft am Morgen für jede Ziffer anders als am Abend, offenbar wegen der Verschiedenheit der Stimmung des Beobachters. Dasselbe gilt wieder von den Winkelschätzungen, wie sie beim Beobachten der neutralen Punkte der atmosphärischen Polarisation etwa seit einem Vierteljahrhundert von mir angestellt werden.

Es ist bekannt, daß das musikalische Gehör bei manchen Menschen nicht viel weiter reicht als zur Feststellung der Oktave oder Quinte, daß feiner organisierte Leute selbst

fis und ges unterscheiden, wenn diese Töne auf der Geige angegeben werden; ja es gibt absolutes Gehör. Auf optischem Gebiete entspricht der Tonhöhe die Farbe, jedoch in sehr uneigentlichen Sinne. Dagegen gibt es hier ein verhältnismäßig feines Gefühl für Unterschiede der Intensitäten, das in der Akustik wchl seltener ist. Die um 1840 von A. Argelander in Bonn ersonnene Methode der Stufenschätzung beruht darauf. Ein veränderlicher Stern, d. h. ein Fixstern, der nach bestimmten Gesetzen seine Lichtstärke mit der Zeit wechselt, wird an benachbarte lichtkonstante Vergleichssterne angeschlossen, die in der Helligkeit nicht allzusehr von ihm verschieden sein dürfen. Die Differenz, die man durch wiederholtes abwechselndes Fixieren der beiden Objekte feststellt, ist, wenn eben merklich, gleich einer Stufe zu setzen, wenn etwas besser feststellbar, gleich zwei, und wenn auflender, gleich drei, vier oder fünf Stufen.

Dieses Verfahren ist auch insofern nicht mit dem musikalischen Empfinden zu vergleichen, als das Ergebnis einmal von Beobachter zu Beobachter verschieden ist und dann auch bei demselben Beobachter der objektive Wert der Stufe säkularen Schwankungen unterliegt, d. h. Änderungen, deren Perioden nach einigen Jahren zählen. Daß es aber, mit Sorgfalt gehabt und scharfer Rechnung unterworfen, zu schönen Ergebnissen führen kann, zeigte i. J. 1843 Argelander in seiner Schrift über den veränderlichen Stern β Lyrae, dessen Lichtwechsel an eine Periode von knapp 13 Tagen geknüpft ist. Er zwang diesen Lichtwechsel in eine Kurve, und er leitete aus den gleichzeitigen Beobachtungen von E. Heis, der damals noch als Gymnasiallehrer in Aachen wirkte, die Kurve ab, die der seiningen nahe genug kam, um die Objektivität beider Beobachtungsreihen zu erweisen, und nur soviel von ihr abwich, um erkennen zu lassen, daß es sich um zwei verschiedene

Individualitäten handelte. So stehen diese zwei Kurven mit an der Spitze der beobachtenden Psychologie, wie denn auch das meiste, was wir später von den variablen Sternen erfahren haben, dieser Methode verdankt wird — trotz der inzwischen aufgekommenen photometrischen, photographischen und photoelektrischen Verfahren, die allerdings jene Methode durch absolute Maßstäbe stützen müssen.

Die Stufe eines geübten Beobachters ist ein sogenannter Schwellenwert, wie solche in der Psychophysik auch sonst behandelt werden. Beim Berechnen längerer Beobachtungsreihen hat sich noch herausgestellt, daß das der Einheit noch ziemlich naheliegende Verhältnis 1,095, das wir die photometrische Stufe nennen, auch der Stufe der besten Beobachter nahekommt, daß aber nicht bei allen die Angabe 2 oder 3 Stufen einfach das Quadrat oder den Kubus dieser Zahl bedeutet. Der Zusammenhang ist verwickelter, und gelegentlich mag sich auch hier, wie beim Dezimalfehler, eine schwer erklärbare Vorliebe für gewisse Zahlen einstellen.

Zum Schluß sei noch darauf verwiesen, daß sich das Phänomen der Milchstraße von Auge zu Auge verschieden darstellt. Es entsteht bekanntlich dadurch, daß Sterne, die einzeln zu schwach sind, um überhaupt auf die Netzhaut zu wirken und die sphärisch zu nahe zusammenstehen, um, wenn sie hell genug wären, getrennt zu werden, zusammen einen flächenhaften Lichteindruck hervorrufen. Die so verschiedenen Darstellungen einer Reihe von Astronomen, von denen jeder das Beste leisten wollte, regen vielleicht die Psychologen gelegentlich zu Experimenten mit Ansammlungen künstlicher Sterne an.

Übrigens hat auch von den Planeten-Beobachtern jeder seine Auffassung und seinen Stil beim Zeichnen; die graphische Literatur über Mars und Jupiter bietet dafür merkwürdige Beispiele.

Volkstümliche Himmelskunde

Die eine Art populärer astronomischer Bücher besteht darin, daß man im Grunde genommen den Stil der Fachliteratur beibehält, aber ängstlich jede mathematische Formelentwicklung vermeidet und an ihre Stelle geeignete Figuren und oft recht umständliche textliche Erklärungen setzt. Natürlich läßt sich der wissenschaftliche Stoff nicht überall so darstellen und auf manches Gebiet muß verzichtet werden. Aber jede Wissenschaft ist der Popularisierung nur teilweise zugänglich, und damit muß sich der Laie eben abfinden.

Die andere Art verlangt schriftstellerische und dichterische Fähigkeiten von nicht geringem Ausmaß. Ein solches Werk stellt eine regelrechte Neuschöpfung dar, und erst eine solche wahrhaft volkstümliche Himmelskunde ermöglicht es jedem Laien, das Weltall und seine Erforschung, des Forschers Schicksal und Tätigkeit zu erleben. Denn der Laie spricht nun einmal nicht die Sprache des Forschers und auch wenn ihm alles in einem Kommentar übersetzt wird, bleibt ihm diese Sprache fremd und trocken. Da zum Schreiben von Büchern dieser zweiten Art nicht weniger Sachkenntnis gehört als zur ersten — sie fordern beide das Wissen eines Fachastronomen — so sind diese Bücher auch viel seltener als die zuerst genannten, und im deutschen Kulturgebiet herrscht schon lange ein fühlbarer Mangel daran.

Auch die »Astronomie« von Oswald Thomas¹⁾ ist kaum geeignet für die vielen, die Himmelskunde erleben wollen, sondern sie ist in erster Linie neue wertvolle Hilfe für diejenigen, die Astronomie verstehen wollen, aber dazu nicht die nötige Menge mathematischer und physikalischer

Kenntnisse mitbringen. Das Buch eignet sich z. B. gut für den Unterricht an höheren Schulen. Der Lehrer an höheren Schulen wird viel Freude an dem neuen Buch haben, denn Thomas hat manches Altbekannte in geschickter Weise neu dargestellt und sich daneben auch auf Gebiete gewagt, die bisher der populären Darstellung fast verschlossen blieben.

Mit verschwindenden Ausnahmen hat Thomas sich der fachlichen Ausdrucksweise bedient. Außerdem kennzeichnen die zahlreichen, oft selbst erdachten und geistreichen Figuren im Text das Buch als zu der eingangs geschilderten ersten Art gehörig. Die Figuren sollen zusammen mit den vielen wertvollen Tabellen dem Laien helfen, die Fachsprache zu verstehen. Aber da sie im Grunde eigentlich selbst diese Sprache sprechen, werden sie nicht immer ganz leicht zu lesen sein. Der Liebhaber-astronom wird das Buch jedoch mit großem Nutzen zur Hand nehmen, da es ihm manches bisher schwer für ihn erreichbare Gebiet erschließt.

Thomas hat grundsätzlich darauf verzichtet, Bemerkungen zur Geschichte der astronomischen Forschung in seine »Astronomie« einzuflechten. Meines Erachtens ist das ein großer Mangel, denn die Darstellung verliert wesentlich an Leben. Fachleute und Nichtfachleute haben immer lebendigsten Gewinn aus der Beschäftigung mit der Geschichte ihrer Wissenschaft gezogen. Die Wissenschaft und ihre Ergebnisse sind eben mit ihren Erforschern unzertrennlich verbunden. Der Fachmann vermag sich zwar, aber auch nur vorübergehend, von der Geschichte seiner Wissenschaft loszulösen, und der Laie hat im allgemeinen ein sehr feines Gefühl dafür und empfindet diese Darstellung als tot. Der Wert der historischen Darstellung ist so allgemein anerkannt, daß es unverständlich ist, wieso Thomas mit der merkwürdigen

Begründung der Platzersparnis vollständig darauf verzichtet.

Nicht ganz so schmerzlich berührt das fast vollständige Fehlen von Angaben über die Arbeitsweise und die Instrumente der Astronomen. Nur ganz wenige Apparate sind mit ein paar Worten schematisch beschrieben, Abbildungen davon fehlen gänzlich. Vom Fernrohr, gewissermaßen dem Symbol des Astronomen, kein Wort, die Sternwarte wird nirgends erwähnt. In populären astronomischen Büchern der ersten Art mag diese Abstraktion vom Instrument zwar möglich sein, für zweckmäßig halte ich sie keinesfalls.

Der Verfasser ist Volksbildner und hat offenbar das Bedürfnis, das abstrakte und logische Denkvermögen seiner Leser kräftig zu schulen. Die Schreibweise trägt daher häufig Schulbuchcharakter. Die Probleme der klassischen Astronomie erfahren eine besonders liebevolle Behandlung, manche der Überlegungen hätte der Verfasser dem dafür speziell interessierten Leser allein überlassen können. Vergleichsweise kommt die Fixsternastronomie mit ein Viertel des Gesamtumfangs entschieden zu kurz, und auch im ersten Teil hätten die physikalischen Ergebnisse mancherorts eingehender behandelt werden können. So erfährt unter anderem der Leser fast nichts über die Beschaffenheit der Planetenoberflächen; das ist um so merkwürdiger, als es kaum ein Thema gibt, das vom Laien dankbarer aufgenommen wird.

Besonders hervorzuheben ist die große Preiswürdigkeit des Buches, die in einem erstaunlichen Verhältnis zur Fülle des gebotenen Stoffes steht und die sogar eine Einführung als Schulbuch ermöglicht. Jeder, der sich wahrhaft für Astronomie interessiert, soll zu dem Buch greifen, er wird unter sachkundiger, verläßlicher Leitung bis zu den neuesten Ergebnissen geführt werden. Dr. H.-U. Sandig, Breslau

¹⁾ Deutsche Verlagsdruckerei, Graz. 584 S. 275 Zeichnungen.
32 Tafeln.

Professor Dr. E. Freiherr v. KÜNSSBERG, Heidelberg

Rechtsgeographie

I. Unter Rechtsgeographie kann man das wissenschaftliche Gebiet verstehen, das der Rechtswissenschaft und der Geographie gemeinsam ist. Es gehören also in diesem Sinne zur Rechtsgeographie die Untersuchungen geographischer Bedingtheiten von Rechtsordnungen und Rechtseinrichtungen.

Das Weiderecht z. B. hat im Hochgebirge ein anderes Aussehen als im Hügelland, und hier wieder sind andere Bedingungen als in den großen Steppen. Die Fischereirechte der hohen See, der Küste und der Binnengewässer sind durchaus verschieden. Für das Wasserrecht ist es natürlich keineswegs gleichgültig, ob es sich um wärmere oder kältere, um feuchte oder trockene Gegenden handelt. In der Frage des Städtebaues wird darauf hingewiesen, daß es vor allem die Rechtsunsicherheit war, die dazu zwang, bei Anlage und Ausbau der Städte alle Vorteile der natürlichen Lage auszunützen. Ist hier die Rechtslage das Entscheidende, so haben auch umgekehrt geographische Gegebenheiten maßgebenden Einfluß auf die Rechtsgestaltung gewonnen.

Immer wieder wird bei der Frage nach Staatsform, Staatenbund, Einheitsstaat usw. die Erdgebundenheit öffentlicher Rechtsordnungen zu beachten sein. Und wie wichtig waren immer wieder natürliche Grenzen eines Landstriches für seine Rechtsgeschichte!

II. Neben diesem strengen Sinne für das Wort Rechtsgeographie gibt es noch einen weiteren, und dieser ist der geläufigere. Man spricht von Rechtsgeographie auch dann, wenn man die Verbreitung rechtlicher Tat-sachen kartenmäßig darstellt; es ist also eine geographische Methode. Daher ist es verständlich, daß der zünftige Geograph für diese bloße Arbeitsmethode das Wort Geographie nicht gerne verwendet sehen will. Wir dürfen es aber doch wohl gebrauchen in Analogie zur Sprachgeographie, Kunstgeographie usw. Um so mehr aber sind wir berechtigt, auch für diese kartographische Methode Rechtsgeographie zu sagen, als diese uneigentliche Rechtsgeographie und die echte (im ersten Sinne) sich sehr oft wechselseitig ergänzen.

III. Über den Wert der Rechtskarten gibt es keinen Meinungsstreit. Wo die Beschreibung eines Verbreitungsgebietes, das Aufzählen der Fundorte umständlich ist, da erlaubt die Karte, mit einem Blicke das ganze Feld zu überschauen. Die Karte führt zu weiterer Forschung, und zwar auf drei Wegen: Zunächst entdeckt man oft überraschende Lücken. Man wird dadurch gewarnt vor übereilten Schlußfolgerungen. Aufgabe der weiteren Forschung ist es, diese Lücken zu schließen oder zu erklären. Sehr nützlich wird dabei die Gegenprobe sein, d. h. die Untersuchung, welche andere Rechtseinrichtung an den Orten gilt, für die kein Belege fehlen. Ebenso wird man sich bemühen, die Ursächlichkeit der Grenzen zu untersuchen. Dabei kommt es zum zweiten Weg der wissenschaftlichen Auswertung, nämlich zum Vergleich mehrerer Karten miteinander. Schließlich ist es möglich, die einzelnen Eintragungen auf der Karte zeitlich zu unterscheiden und so ein anschauliches Bild vom Ausgangspunkt einer Bewegung, von ihrer Ausbreitungsrichtung und den Ausbreitungswellen zu bekommen. Sehr hübsch zeigt z. B. die Karte des Wortes „Zunft“, wie es sich von Jahrhundert zu Jahrhundert aus einem ziemlich

engen Gebiet im 13. Jahrhundert in immer größeren Wellen verbreitet hat.

IV. Für die kartographische Methode ist es an sich gleichgültig, ob man Rechtstatsachen der Vergangenheit oder der Gegenwart behandelt. In einem Kreise von Historikern steht billig die geschichtliche Rechtsgeographie im Vordergrunde. Wenn die historische Geographie die politischen Grenzen und Schicksale der Länder untersucht, wenn sie die Binnengrenzen der Verwaltung und die kirchliche Einteilung kartenmäßig darstellt, so schafft sie gleichzeitig Rechtskarten. — Wir wären heute schon in der Lage, aus den bestehenden historischen Karten und Atlanten einen reichhaltigen rechtshistorischen Atlas zusammenzustellen. Trotzdem empfiehlt es sich, die Aufgabe einmal ganz vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt aus durchzudenken, rechtsgeschichtliche Fragen aufzuwerfen und zu beantworten. — Ich glaube, daß es vier Typen von rechtsgeschichtlichen Karten sind, die wir unterscheiden können.

1. Rechtgebietskarten. So wie man das Geltungsgebiet einer Sprache festlegen kann oder die Mitglieder einer Sprachfamilie, so ergeben sich analog dazu Karten für das Geltungsgebiet eines Rechtssystems. Die Rechtgebietskarten werden meist, wenn auch nicht immer und nicht überall, mit den Grenzen politischer Karten übereinstimmen. — 2. Rechtsquellenkarten. Diese bringen das Verbreitungsgebiet einer bestimmten Rechtsquelle zur Darstellung; ein Landrecht, ein Stadtrecht, ein Rechtsbuch usw. Hier ergibt sich namentlich Gelegenheit, Rezeptionen über das Heimatgebiet hinaus zu beobachten und ferner ganze Stadtrechtsgruppen und Familien zusammenzustellen. — 3. Rechtssatz- und Rechtsbrauchkarten. Auf diesen ist die Verbreitung eines einzelnen Rechtssatzes, einer Rechtseinrichtung, eines Rechtsbrauchs verzeichnet. — 4. Rechtswortkarten. Dieser letzte Typus zeigt das örtliche und zeitliche Vorkommen eines einzelnen Rechtswortes. Sie sind namentlich im Zusammenhang mit Synonymenkarten lehrreich. Eine wichtige Abart sind die Wortbedeutungskarten, auf denen die verschiedenen Verwendungen eines Wortes auseinandergehalten sind. Rechtswörter sind für die Wortgeographie schon aus dem Grunde wichtig, weil der Rechtsverkehr und die Rechtssprache so wichtig sind für die Bildung der Sprachgrenzen. Der Satz, daß die Sprachgrenzen den Rechtsgrenzen folgen, hat sich immer wieder bestätigt. Natürlich wird sich die Rechtssprache im einzelnen Falle auch anders verhalten als die Mundart, namentlich wo es zu Rezeptionen von Rechtsquellen oder Rechtssätzen gekommen ist. Die bekanntesten Beispiele sind wohl die niederdeutschen Wörter, die durch den Sachsen-Spiegel nach dem Süden gewandert sind, die Ausbreitung des Wortschatzes der Karolinen über das ganze deutsche Sprachgebiet oder die Übernahme von Ausdrücken des Allgemeinen preußischen Landrechtes in das österreichische Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch und von da in vier schweizerische Kantonsgesetzbücher.

V. Bei der Auswertung der Kartenbilder wird man sich zweckmäßig nicht begnügen mit den Rechtssprachkarten, Rechtssatzkarten u. dgl., sondern man wird alle nur irgendwie erreichbaren und vergleichbaren Karten heranziehen. Die Rechtskreise werden sich mit

den Kulturkreisen decken oder auch überschneiden. Es ist ja bekannt, daß in Frankreich die Grenze zwischen der langue d'oc und der langue d'oui ungefähr ebenso verläuft wie die Grenze zwischen dem droit coutumier und dem droit écrit. Ja, auch bei kartenmäßiger Feststellung von Entlehnungen von Rechtseinrichtungen in weite Ferne lassen sich nicht bloß sprachliche Seitenstücke dazu aufweisen, sondern auch kunstgeschichtliche und andere. Es ist z. B. interessant, daß nicht nur die Danziger Baukunst sondern auch das Danziger Recht flandrische Einflüsse zeigt. Der Danziger Marienturm hat ebenso seine Gegenstücke in Damme, Gent und Brügge, wie der Wasserbailli in Danzig mit dem bailli van dem watere in Brügge und Damme zusammengehört.

Diese Gedanken führen uns schon über die Grenzen eines Volkes hinaus. Es läßt sich nicht leugnen, daß sichere Schlüsse nicht gut gezogen werden können von dem, der den Blick nicht auch über die Grenzen des eigenen Volkes hinausrichtet bei der Forschung. So wie Peßler einen europäischen Wortatlas fordert, so muß man auch in der Rechtsgeographie internationale Arbeiten fordern. Nur so wird man feststellen können, was gemeinsames Uferbe ist, was übertragen oder entlehnt ist, und schließlich, was außerrechtliches Motiv ist, was aus Sage, Legende oder aus der Heiligen Schrift stammt. Auf diese Weise führt uns gerade die Untersuchung nationaler Bräuche und Einrichtungen manchmal zur Erkenntnis eines gesamteuropäischen oder sogar allgemeinemenschlichen Zuges. Und dabei wird die internationale Zusammenarbeit von höchstem Werte für jeden einzelnen Beteiligten sein.

Wichtige Rechtsberater

finden Sie in der
Guttentagschen Sammlung

Deutscher Reichs- und Preußischer Gesetze

Die Guttentagsche Sammlung enthält in handlichen Bänden alle wichtigen Gesetze. Bis heute sind insgesamt über 260 Bände erschienen.

Verzeichnisse stehen auf Wunsch zur Verfügung!

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10
Genthiner Straße 38

Der Kampf um das geistige Reich

(Bau und Schicksal der Universität)

392 Seiten. 1933

Von

Dr. Julius Schmidhauser

Brosch. RM 7.50, Leinen RM 9.50

Das Buch redet eine kraftvolle Sprache und ist von herbem Kämpfergeist durchglüht. Es wendet sich an alle, die sich verantwortlich fühlen, damit die geistigen Kräfte des nationalen, sozialen und kirchlichen Lebens wieder ihren Dienst am Ganzen erfüllen. (N. S. Kurier, Stuttgart.)

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Erlebnisse mit Büchern

I.

„Staaten, Völker, Männer“ nennt Ernst Kornemann, Professor an der Universität Breslau, sein Buch, das einzelne Aufsätze und Vorträge über das Altertum zusammenfaßt.¹⁾ Es ist zum größten Teil ein gelehrtes Buch, mit gelehnten Anmerkungen versehen, und in einem Stil geschrieben, der manchmal nach einer Übersetzung aus einer klassischen Sprache klingt, als wären die Gedanken in griechischer oder lateinischer Sprache gedacht.

Es ist aber der Reiz jeder noch so gelehrt Dargestellung antiken Lebens, daß man auch als Laie gefesselt wird, weil das Geschehen so überaus vielfältig ist, weil die Staaten, Völker, Menschen so grundverschieden von einander sind. Wir haben uns an den Sammelbegriff Antike gewöhnt, aber man erlebt beim Lesen des Buches von Kornemann mit besonderer Eindringlichkeit, wie man sich doch vor einer solchen Klischeeauffassung hüten muß.

Das große Problem des antiken Staates ist der Rahmen, der den Hauptteil des Buches zusammenhält. Nichts ist verschiedener als die griechische und die römische Staatsauffassung, als Philipp von Makedoniens „volksverbundene“ Offiziersmonarchie. — Eine äußerst lebendige und tief empfundene Lebensskizze des Kaisers Tiberius trägt bezeichnenderweise den Untertitel »Die Tragödie eines Menschen«. Es ist eine Tragödie. Immer ist er unter Augustus der Zweite gewesen. Als er zur Regierung kommt, ist er verbraucht. »Er bezahlt den Neubau des Römerstaates in der Form, wie ihn Augustus aufgeführt hat, mit dem Besten, was der Mensch in sich trägt, mit seiner Seele und seinem Seelenfrieden.«

Unter demselben Tiberius bezahlten die germanischen Stämme, die an der Vernichtung des Varus in der Schlacht am Teutoburger Walde beteiligt gewesen waren, jenen Sieg und die von den Römern unvergessene Eroberung von drei römischen Adlern mit einem furchtbaren Blutbad, das der Racheprinz Germanicus unter ihnen anrichtete. Kornemann verfehlt in seiner Schilderung der Varus-Schlacht, die er als erste Befreiungstat des deutschen Volkes darstellt, die These, daß die Schlacht im Teutoburger Walde nicht im Gebirge, sondern in einer Sumpfgegend stattgefunden habe, und er verlegt sie in die Nähe der oberen oder mittleren Lippe. Es ist dort einmal der Spaten zur Grabung anzusetzen. — So endet dieses der Antike gewidmete Buch mit einem Ausblick auf die deutsche Vergangenheit.

*

Der Verfasser des Werkes »Vorgeschichte von Deutschland«²⁾ Karl Schuchhardt, ist sein Leben lang ein Mann des Spatens gewesen. Wo in seinem langen Leben hat er als langjähriger Direktor des Vorgeschichtlichen Museums in Berlin nicht den Spaten angesetzt, wenn es galt, durch Grabungsarbeit seine wissenschaftliche Auffassung zu unterstützen oder zu beweisen. Schuchhardt ist der Mann, der auch aus der kleinsten Tatsache, aus dem kleinsten Funde, die großen Zusammenhänge herausfindet, oft in Hypothesen, aber in solchen, die klar durchdacht und mit einem großen Material gestützt sind. »Der Mann hat immer nur Ernstes zu sagen gehabt«, das ist das Urteil auch des wissenschaftlichen Gegners, und ein solches Urteil will bei der Schärfe, mit der in Deutschland im allgemeinen gegnerische Absichten abgelehnt werden, viel heißen. »Die Vorgeschichte von Deutschland« ist ein klar gegliedertes, in kleinere, leicht übersehbare und zur Einprägung des Stoffes besonders geeignete Abschnitte eingeteiltes Buch. Man kann

daraus wirklich Vorgeschichte lernen, und solche Bücher, in denen die Fülle des Stoffes übersehbar ist, braucht heute die Jugend. Der Altmeister vorgeschichtlicher Forschung hat mit diesem Buch wieder einmal beweisen, wie ganz er es noch ist.

*

Ein Mann des Spatens ist Andreas Heusler nicht. Sein Buch »Germanentum, Vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen«³⁾ faßt 7 Aufsätze, die aus Vorträgen erwachsen sind, zusammen. Aber man wird beim Lesen dieses Buches den Eindruck nicht los, daß auch hier Spatenarbeit geleistet ist. Jede Tatsache, die hier mitgeteilt wird, ist wie ein sorgsam ausgegrabener Fund, an den jede noch so kleine Tatsache gewertet und geprüft wird, erst dann wird sie in klaren, einfachen Worten aufgezeichnet und beschrieben. Man lernt aus den so sorgsam gefeuilten Stücken der Aufsätze »Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit« mehr als aus einem dickebigen Buche. Wie einprägsam die Titel: »Germanische Gemütsart«, »Blutsband und Gattenschaft«, »Treubund und Menschenpflicht«, »Landmann und Städter«, »Stellung der Knechte«, »Geldgier«, »Nüchternheit und Mißtrauen«, »Heimatliebe und Stammestolz«, — Andreas Heusler sagte mir einmal vor Jahren, als ich ihn in seinem neu gebauten Haus »Thule« in Arlesheim besuchte und mich über das ungestrichene Holz der Fußböden, Türen, Tische wunderte: »Für mich ist Holz nur Holz, wenn es nicht durch künstlichen Anstrich verdorben wird und nicht den Naturgeruch verliert.« An dieses Wort mußte ich denken, als ich Heuslers Buch las. Hier verdeckt kein Firnis, keine Politur den echten Naturgeruch der Gedanken und der Darstellungskunst. — Ich werde noch oft zu diesem Buche greifen, und das sollten viele tun.

*

Heute eine deutsche Geschichte zu schreiben, ist ein Wagnis, ein inneres Wagnis, ein Wagnis inneren Erlebens und innerer Treue. Man muß trotz allen Streitens der Meinungen bei einer solchen Darstellung den Weg gehen, den Forschung und Erkenntnis vorschreiben, und beim Niederschreiben eines jeden Satzes dreimal überlegen: Kannst du diese Form vor dir selbst und deinem Wahrheitsempfinden vertreten. Geschichtliche Darstellungen, die eine Tendenz in sich tragen, gibt es genug, übergenug: Johannes Böhler, der Verfasser des Buches »Deutsche Geschichte, Urzeit, Bauernamt und Aristokratie«⁴⁾ erhebt den Anspruch in diesem Bande, der von der Vorzeit bis zu Kaiser Heinrich III. reicht, darzustellen: was für ein Schicksal erfüllte sich im Leben des deutschen Menschen und des deutschen Volkes, und was vermochten Mensch und Volk trotz dieses Schicksals.

»Schicksal und Leistung des deutschen Volkes sind Kern und Stern dieses Werkes und bestimmen seinen Inhalt und sein Ethos.«

Ethos: das ist das richtige Wort! Das Buch ist von Ethos erfüllt, es sucht die »Vergangenheit des deutschen Volkes künstlerisch zu schauen«. Und deshalb kann dieses Buch, über dessen Stil mir ein Freund schrieb: »Nie stolpert man über eine Unebenheit. Der fesselnde epische Fluß trägt den Leser wunderbar gleichmäßig dahin,« — ein Erlebnis sein.

*

Am 3. Mai wurde Otto Behaghel in Gießen 80 Jahre alt. Zu diesem Tag ist ihm eine Festschrift mit dem Titel »Germanische Philologie, Ergebnisse und Aufgaben«, überreicht worden⁵⁾. Eine würdige Gabe, würdig des Empfängers, würdig der Herausgeber: Alfred Goetze, Wilhelm Horn, Friedrich Maurer. Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Sprache, Literatur, Volkskunde und schildert jeweils durch den besten Kenner des Gebietes den Forschungsweg und die Forschungsergebnisse mit einer ausgezeichneten Bibliographie. Kein Student deutscher Philologie kann dieses Buch entbehren, und es sollte in jeder Gymnasialbibliothek stehen, denn gerade für den Lehrer, der sich für die neuen Aufgaben des Unterrichts den Stoff zusammenzutragen muß, ist es eine Fundgrube.

*

Dem Zug der Zeit und dem inneren Bedürfnis des deutschen Menschen entsprechend ist in der Behaghel-Festschrift der Darstellung der volkskund-

lichen Forschung ein verhältnismäßig breiter Raum zugewiesen. Nicht für den Gelehrten, sondern für die Freunde und Erhalter deutschen volkstümlichen Lebens hat Richard Beiträg seine deutsche Volkskunde geschrieben: Von Siedlung, Haus und Ackerflur, von Glaube und Volk, von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. Das Buch ist gut illustriert und hat den Vorzug, daß man es überall anlesen kann und immer gefesselt ist, ohne es von Anfang an durchstudieren zu müssen. Man nimmt es in einer ruhigen, gemütlichen Stunde zur Hand, liest ein paar Seiten und kommt unwillkürlich dazu, nachzusinnen, was man aus seiner eigenen Jugend, aus eigenem Erleben an volkskundlichem Gut in sich bewahrt hat, und man wird angeregt, sich in diese Dinge mehr zu vertiefen, ihren Ursprüngen und ihrem Sinn nachzugehen und Kenntnissen eine feste Form zu geben, die sonst zerflattern und sich auflösen. Damit, daß die Deutsche Buchgemeinschaft dieses Buch für ihre Mitglieder herausgebracht hat, hat sie für die deutsche Volkskunde in Kreisen geworben, die ihr lange verschlossen geblieben sind. Streng wissenschaftlich will das Buch nicht sein, sondern volkstümlich, und das ist es.

Dr. G. Lüdtke, Berlin

¹⁾ Ernst Kornemann, Staaten, Völker, Menschen. Aus der Geschichte des Altertums. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1934. VIII, 158 S.

²⁾ Vom antiken Staat. 2. Athen und Attika. 3. Alexander d. Gr. und die Makedonen. 4. Ptolemäus I. Alexander-Geschichte.

³⁾ Kaiser Tiberius. Die Tragödie eines Menschen. 5. Die unsichtbaren Grenzen des römischen Kaiserreichs. 6. Die erste Befreiungstat des deutschen Volkes (Varusschlacht).

⁴⁾ Karl Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. 2. Aufl. VIII, 397 S. mit 317 Abb. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1934.

⁵⁾ Andreas Heusler, Germanentum. Vom Lebens- u. Formgefühl der alten Germanen. Verlag C. Winter, Heidelberg 1934. 143 S.

⁶⁾ Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit. 2. Die Herrenethik in der Isländischen Saga. 3. Von germanischer und deutscher Art. 4. Das Nordische Altertum in seiner Beziehung zum Westgermanischen. 5. Das Eigene im germanischen Heidenglauben. 6. Aus der Bekehrung der Nordgermanen.

⁷⁾ Die Alt-isländische Saga und unser deutscher Prosastil. 8) Joh. Böhler, Deutsche Geschichte, 1. Band: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie, VIII, 413 S. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig 1934.

⁸⁾ Germanische Philologie, Ergebnisse und Aufgaben, Festschrift für Otto Behaghel, Hsg. von A. Götz, Wilhelm Horn, Friedrich Maurer. VIII, 573 S., C. Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1934.

⁹⁾ Sprache: Kurt Wagener, Phonetik, Rhythmatik, Metrik. Hans Kuhn, Die Altgermanische Verskunst.

¹⁰⁾ Helmut Arny, Urgermanisch, Gotisch, Nordisch. Adolf Bach, Deutsche Mundartforschung.

¹¹⁾ Wilhelm Will, Deutsche Namensforschung. Alfred Götz, Deutsche Wortforschung.

¹²⁾ Jost Trier, Deutsche Bedeutungsforschung.

¹³⁾ Friedrich Maurer, Geschichte der Deutschen Sprache.

¹⁴⁾ Fritz Stroh, Allg. Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie.

¹⁵⁾ Wilhelm Horn, Englische Sprachforschung.

¹⁶⁾ Friedrich Holthausen, Friesisch.

¹⁷⁾ Literatur: Gustav Ehrismann, Die Altdeutsche Literaturwissenschaft.

¹⁸⁾ Adolf Spamer, Die Mystik.

¹⁹⁾ A. E. Berger, Humanismus und Reformation.

²⁰⁾ Hans Kuhn, Die Skaldendichtung.

²¹⁾ Walter Fischer, Beowulf-Forschung.

²²⁾ Volkskunde: Ad. Spamer, Allgemeines, Volkserzählung, Volkssprache, Volkskunst.

²³⁾ E. Hoffmann-Krayer, Volksglaube und Volksbrauch.

²⁴⁾ R. Helm, Volkstracht.

²⁵⁾ Lisel Meixner, Deutsche Bauernhaus-Forschung.

²⁶⁾ R. Beiträg, Deutsche Volkskunde. 542 S. Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H., Berlin 1933.

Siedlung und Haus — Volksglaube — Sitte und Brauch — Wort und Lied.

Zur Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen

Romania Germanica

Sprach- u. Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreiches von Ernst Gamillscheg

Band 1: Zu den ältesten Berührungen zwischen Römern und Germanen. Die Franken. Die Westgoten. XVIII, 434 Seiten. RM 11.—, geb. 12.— (Grundriß der Germanischen Philologie, Bd. 11)

Der Verfasser versucht zum ersten Mal mit den Hilfsmitteln der Philologie die Geschichte jener Germanen zu durchleuchten, die sich in der Völkerwanderungszeit auf dem Boden des Römerreiches niederließen und dem untergehenden Römertum neue Kräfte einflußten. So ist ein für die Philologie wie für die Geschichte in gleicher Weise bedeutsames Werk entstanden, das zeigt, daß Sprachgeschichte echte Geistesgeschichte ist.

Der 2. Band, der bereits im Druck ist, verfolgt die Geschichte der Ostgoten und der Langobarden in Italien, der Germanen im östromischen Reich und in den Alpenprovinzen (Raetien und Noricum). Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln zu beziehen.

Ausführlicher Prospekt auf Wunsch.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10
Genthiner Str. 38

ERNST KORNEMANN

o. Professor an der Universität Breslau

Staaten — Völker — Männer

Aus der Geschichte des Altertums

(Das Erbe der Alten II, 24). M 6.—, Leinen M 7.—

Die hier vereinigten Vorträge des bekannten Althistorikers sind innerlich verbunden durch das große Problem des antiken Staates. Sie wenden sich über die Fachgelehrten hinaus an die Gebliebenen aller Berufe.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung / Leipzig

Aus Zeitschriften im August

Allem geistigen Geschehen ist heute das politische verbunden, nicht als eigene neben anderen Disziplinen, sondern strukturbildend in ihnen allen. Politisch denken, heißt von der Gegenwart ausgehen, um aus ihr die Vergangenheit zu erkennen und die Zukunft zu deuten, heißt nicht Absichtslosigkeit des Erkennens, sondern Notwendigkeit der Aufgabe zum geistigen Prinzip erheben. Das ist vorauszusetzen, um Ernst Kriek's These über die Geschichte zu verstehen, mit der er, wenn auch dem Wort sprachlich Unrecht tuend, in Volk (Wenden¹⁾) sein »Rassisch-völkisch-politisches Geschichtsbild« einleitet. Geschichte ist ihm in allererster Linie gegenwärtiges Geschehen, also Geschehendes, nicht aber Geschehenes. Aus diesem Primat des Politischen in der Geschichte folgt die Aufgabe politischer Gestaltung in Volksgemeinschaft und Rasse, aus der Notwendigkeit völkischer und rassischer Gebundenheit ergibt sich geschichtliche Frage und Antwort. Kriek will auf einen politischen Begriff der Rasse hinaus, der mit dem biologischen Wissen um Rasse nicht gegeben ist, der vielmehr als dauernde Grundhaltung Leib, Seele und die Disziplinen des Geistes zusammen begreift, um nicht nur gewußt, sondern auch geschichtlich gelebt zu werden. Der geschichtliche Sinn des heutigen Geschehens und damit der deutschen Geschichte überhaupt ist die Volkswertung. Mehr sich auf Haltung und Glauben stützend als auf Theorie und bloßes Wissen, zeigt Kriek, was er unter erlebter Geschichte versteht, daß es ihm nicht um Geschichtswissenschaft sondern um ein lebendiges Geschichtsbild geht. — Ein lesenswerter Versuch, der Geschichte gleichsam des Historischen entkleidet.

Durch die Art, wie Egon Fritz in der Tat²⁾ auf die Frage »Was ist uns die heutige Philosophie?« antwortet, wird der Zweifel beseitigt, ob es überhaupt möglich ist, einem im Sinne kantischer Philosophie orientierten Laien das Wesen der modernen Existenzphilosophie nahezubringen. Fritz schildert die philosophische Situation durch und seit Kant, das Verhältnis von Philosophie und Ratio seit Descartes, um zum Versagen der Philosophie als gültigen Fundamenten der Einzelwissenschaften zu kommen. Eine dadurch einsetzende »Flucht aus der Philosophie« ist vielmehr eine Veränderung des philosophischen Standortes von der Ratio in den Menschen hinein, dessen Sein im philosophischen Sinne eben nicht nur ein rationales ist. Es geht für die Philosophie nicht mehr um die prinzipielle Verwurzelung der Wissenschaften, um den wissenschaftlichen Menschen, sondern um den Menschen überhaupt, um das Leben selber. Hierzu, vom persönlichen, einmaligen Menschensein geht die Existenzphilosophie aus, die sich den Sinn und das Wesen menschlichen Seins zur Aufgabe stellt. Fritz nimmt als zentrales Beispiel Heidegger, der in dem fast 2 Jahrtausende alten Versuch verstandesmäßiger Welterkenntnis des

¹⁾ Volk im Werden, hg. von Ernst Kriek, Armanen-Verlag, Leipzig.

²⁾ Die Tat, Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Abendlandes einen methodischen Irrweg sieht und wieder zur Antike als dem Einsatz der abendländischen Philosophie zurückkehrt. Philosophie wird zu einem nur in der eigenen menschlichen Existenz Erlebbaren, das nicht durch erlernbare Erkenntnisse ersetzt werden kann. — Dieser verdienstvolle Versuch zur Verständlichmachung der Existenzphilosophie ist in seiner Absicht gelungen und darum zu lesen wichtig.

Durch sichere Beherrschung und Auswertung des Tatsachenmaterials zeichnet sich Ludwig Borinskis Untersuchung über »Vergangenheit und Zukunft der englischen Weltaufgaben im Hochland¹⁾ aus. Der Stoff ist in klare gedankliche Zusammenhänge der wirtschaftlichen Gesetzlichkeiten gegliedert, die eindeutig formuliert werden. Der Wirtschaftsperialismus als der für England gegebene Großmachtypus wird aus seinem historischen Werden heraus für die Erkenntnis der gegenwärtigen Lage Englands fruchtbar gemacht und in Zusammenhang mit der zukünftigen Bedrohung des Abendlandes durch Japan und Rußland gebracht. Beide Länder haben die abendländische Industriezivilisation durch die englische Expansion übernommen, blieben aber selbständige Staaten mit einer asiatischen politisch-sozialen Struktur. Die in beiden Ländern ähnliche asiatische Versklavung des Arbeiters — in Japan durch eine Militärkaste, in Rußland durch den Bolschewismus — machen das dem Abendland so gefährliche Dumping möglich, bedrohen gerade die durch die englische Wirtschaftsexpansion geschaffenen Seiten unserer Zivilisation. Besonders eingehend wird der bekannte Gegensatz zwischen dem englischen Interesse an einem europäischen, besonders deutsch-französischen Gleichgewicht und den französischen Hegemoniebestrebungen untersucht. Borinski sieht als Zukunftsaufgabe Englands die politisch-wirtschaftliche Konsolidierung seines Reiches bei Verhinderung französischer Vorherrschaft und kontinentalem Frieden, nachdem es die im 18. und 19. Jahrhundert liegenden Ansätze zur Weltherrschaft verpaßt hat und die durch den Weltkrieg erledigte Konkurrenz Deutschlands durch die russisch-japanische Gefahr abgelöst ist. — Borinskis Ausführungen gehen nicht nur Wirtschaftler und Englandkundler an, sie zeigen die Rolle Englands im Schicksal Europas überhaupt.

Dr. F. Römer, Berlin

¹⁾ Hochland, hg. von Karl Muth, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, München und Kempten.

Neues Gasentschwefelungsverfahren

Seit Jahrzehnten werden Gase, wie beispielsweise das gewöhnliche Leuchtgas, dadurch von den schädlichen Schwefelverbindungen befreit, daß man sie in Trockenreinigern über sogenannte Gasmasse leitet. Nach dem Verfahren von Raffloer kann man heute vorteilhafter und unter Benutzung vielfach höherer Gasgeschwindigkeiten in der Weise arbeiten, daß man aktiv-poröse, kugelige Reinigungsmassen verwendet, die kontinuierlich vom Reingasaustritt gegen den Gaseintritt hinbewegt werden. Die bis auf Schwefelgehalte von 45% und mehr angereicherte Masse ist nach erfolgter Extraktion ohne Leistungsabfall wieder verwendbar.

Aktivkieselsäure

Beim Mischen von Wasserglas und Säure entsteht bekanntlich gallertartiges Kieselsäurehydrat. Vorsichtig und in bestimmter Weise getrocknet, ist es ultramikroskopisch so hochporös, daß 1 Gramm eine innere Oberfläche von 420 bis 500 Quadratmeter hat. Je nach der Porigkeit wird Aktivkieselsäure (Kieselsäuregel) als Träger von Kontaktsubstanzen, zur Adsorption von Gasen oder Dämpfen und als Trockenmittel für Luft oder Gase benutzt. Enthält die Luft beispielsweise 18 Gramm Feuchtigkeit je Kubikmeter, dann können bei 25 Grad rund 23 kg Wasser von 100 kg Aktivkieselsäure aufgenommen werden. Die Regenerierung erfolgt durch einen staubfreien Heißluftstrom von etwa 140 bis 150 Grad.

B. W.

Französische Sprache und Wesensart

Von Eugen Lerch.

Gebunden IV und 304 Seiten RM 7.40

I. Einleitung — II. Wortschatz und Bedeutungswandel — III. Das Laubild der französischen Sprache (Wohklang und Mißklang) — IV. Der verkürzende und abstrakte Charakter des Französischen — V. Rationalismus in Formenlehre und Syntax — VI. Beherrschtheit und Impulsivität in der Wortstellung — VII. Einstellung auf den Hörer, Höflichkeit, Bescheidenheit und das Gegenteil — VIII. Sprachlicher Ausdruck der Rücksichtnahme auf das Urteil der Nachwelt — IX. Sinnliche Anschauungskraft und impressionistische Darstellung — X. Zusammenfassung.

Während die Erscheinungen der französischen Sprache bisher fast stets als Produkt der Entwicklung aus dem Lateinischen betrachtet wurden, schalt Lerch das Besondere, das Spezifisch-Französische heraus: er untersucht, inwiefern es Ausdruck der besonderen französischen Wesensart oder Volksart ist.

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a.M.

Das Gutenberg-Jahrbuch

Neben der Gesellschaft der Bibliophilen, der Maximilian-Gesellschaft, dem Deutschen Verein für Buchwesen und Schrifttum und den vielen sehr regesamen, dem schönen Buche dienenden Ortsvereinigungen ist es vornehmlich die »Gutenberg-Gesellschaft« in Mainz, die sich, gestützt auf das berühmte Gutenberg-Museum, die Kunde vom alten und neuen Buche in weitestem Umfang angelegen sein läßt. Es ist erstaunlich, was diese Gesellschaft dank der unermüdlichen Tätigkeit des Direktors Dr. A. Ruppel allein an Veröffentlichungen den Mitgliedern bietet. Neben »Kleinen Drucken« und den größeren wissenschaftlichen »Veröffentlichungen« erscheint jedes Jahr pünktlich zum Johanniskfest, dem traditionellen Huldigungstage der Buchdruckerkunst in Mainz, das reich ausgestattete »Gutenberg-Jahrbuch«, das dieses Jahr zum neunten Male mit 25 Abhandlungen und 78 Abbildungen die Mitglieder erfreut hat¹⁾. Der Inhalt der Abhandlungen des stets wechselnden internationalen Mitarbeiterstabes betrifft das Papier (2), die Schrift (2), die Frühdruckzeit (6), die Zeit von 1500 bis 1900 (11) und die Gegenwart (4) und bietet viele Anregungen über das Buch in aller Welt. Unnötig zu betonen, daß auch die Ausstattung des Gutenberg-Jahrbuches selbst eine bibliophile ist, indem eine schöne deutsche Schrift, die »Wallau-Schrift«, benutzt wurde, die von dem jüngst verstorbenen Schriftkünstler Prof. Dr. Rudolf Koch geschnitten und von Gebr. Klingspor gegossen wurde. Satz und Druck besorgte die Druckerei Spamer A. G. in Leipzig, das Papier entstammt der Fabrik von J. W. Zanders und den Handeinband lieferte Ernst Rehbein in Darmstadt. Der beigegebene Jahresbericht der »Gutenberg-Gesellschaft« läßt einen erfreulichen Stand erkennen; ihr anzugehören (15.—RM Jahresbeitrag), sollte jedem Bücherfreunde Ehrenpflicht sein, zumal die Gesellschaft zum Gutenberg-Jubiläum 1940 Großes zu planen scheint.

Dr. H. Praesent
Leipzig

¹⁾ Gutenberg-Jahrbuch 1934. Hrsg. von A. Ruppel. Mainz: Gutenberg-Gesellschaft 1934. 288 S., 78 Abb.

Aus dem Inhalt der letzten Nummer:

- SALLER: Die deutsche Rasse
HEBERER: Die stofflichen Grundlagen der Vererbung
KAHLE: Islamische Quellen zur Geschichte des chinesischen Porzellans
MILCH: Barockmystik und Barockdichtung
RAUMER: Frankreich zwischen Nationalismus und Demokratie
DIETZE: Johann Oldendorp — ein Lebensbild

Die nächste Nummer bringt u. a.

- BUSCH-ZANTNER: Kolonialwissenschaft oder Kolonialgeographie?
MENGES: Optische Messungen mechanischer Spannungen
PLESSNER: Das Geheimnis des Spielens
PINDER: Geschichte der deutschen Kunst

Hans Rothfels,

Bismarck und der Osten

Eine Studie zum Problem des deutschen Nationalstaates.

VII, 104 Seiten. 8°. 1934. Geh. RM 4.50.

Die Fragwürdigkeit des nationalstaatlichen Prinzips für den Osten wird in dieser Darstellung der eigenwilligen und fruchtbaren Stellung Bismarcks zu den Ostfragen überzeugend nachgewiesen. In eigenartiger Überprüfung des 19. Jahrhunderts wird seine Haltung und die Auswertung desselben durch den Verfasser von entscheidender Bedeutung für die zukünftige Gestaltung des deutschen Ostens.

J. C. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig C I

EIN LEBENSBILD:

Jacob Burckhardt

Die alte Konzilstadt Basel liegt an der Kreuzung großer Handelswege, dem Reich im Norden eng verbunden, den Einflüssen des italienischen Süds und gallischen Westens offen. In ihren Mauern wurde Jacob Burckhardt im Jahre 1818 als Sohn des Münsterpfarrers geboren. Basel gab ihm die kernhaft alemannische Natur mit einem Tropfen südlichen Blutes, das patrizische Republikanertum und die eigentümliche, dort beheimatete, mit sittlichem Ernst und ironischer Nüchternheit verbundene Weltöffnenheit. Burckhardt begann seine Studien mit der Theologie, ging aber bald zur Geschichte über und wurde in Berlin Schüler Rankes. Mehr als in der preußischen Hauptstadt entfaltete sich sein Wesen aber während des Sommers 1841 in Bonn. Im spätmantischen Freundschaftskreise Gottfried und Johanna Kinkels nahm er in vollen Zügen an dem dichterisch und politisch bewegten Aufschwung der deutschen Jugend jener Jahre teil. Die Weite und Fülle des Niederrheins schenkte tiefe Kunsteindrücke von den Werken des Mittelalters. Burckhardt fühlte sich ganz als Deutscher und erblickte im deutschen Volke den Träger einer kommenden großen Bestimmung. Briefe, poetische und historische Arbeiten und der Führer durch die »Kunstwerke der belgischen Städte« zeugen von der Hingabe seines ganz aufgeschlossenen Gemüts an die Menschen und den Geist des germanischen Nordens. Er nennt den Kölner Dom »das erste Gebäude der Welt«.

Es ist viel daran gedeutet worden, daß Burckhardt sich bald danach von diesen Anschauungen seiner Jugend abgewandt hat. Der Grund liegt in dem Sinken der führenden Ideen und der Veränderung der Haltung der Menschen, die sich mit der Entartung des deutschen Freiheitskampfes zum Liberalismus und Aufklärertum vollzog. Die Ziele von 1848 stießen Burckhardt ab. Er verstand wie Goethe unter Freiheit die Entfaltung der Persönlichkeit in der notwendigen Bindung an sittliche und staatliche Ordnungen, nicht aber Befreiung an sich, nicht Einebnung der Stufen menschlichen Ranges, nicht Entfesselung der Begehrlichkeit der Massen. Burckhardt war das Urbild eines Konservativen, eine wahrhaft bewahrende Natur. Lebenssinn hieß ihm die Verwirklichung des Großen und Guten im Hier und Jetzt, nicht aber das Streben nach einer irgendwann erreichbaren Besserstellung der Menschheit überhaupt. Burckhardt steht mit dem alten Goethe, Hölderlin und Nietzsche in der Reihe der großen einsamen Warner, die dem fortschrittsbesessenen Jahrhundert die notwendige Unvollkommenheit des Daseins und die wahren Werte des Lebens entgegenhielten.

Schon der junge Burckhardt aber sah Deutschland von seiner wahren Sendung abweichen, gespalten im Widerstreit zwischen den Ideologen der Völkerfreiheit und dem aufkommenden Machtstaat, der sich seinerseits mit dem zivilisatorischen Fortschritt verbündete. Burckhardt erkannte die Mächte der Zeit als übergewaltig und seinem innersten Wesen feind. Persönliches Leid kam hinzu: da verschloß er sein Inneres, entsagte allem Lebensglück und Wirken in der Zeit, außer dem, das aus der reinen Betrachtung und dem Lehren im menschlich verbundenen Kreise der Väter-

stadt entspringen konnte. Er ging von da ab jeder Beeinträchtigung seiner asketischen Unabhängigkeit aus dem Wege, lehnte auch den Ruf auf den Lehrstuhl Rankes ab. Die Wege seines Geistes gingen nicht über Macht und Einfluß. Mit diesem außerordentlichen Abstandnehmen aber eröffnete Burckhardt, wie zu den Zeiten des Glaubens die Männer der Orden getan hatten, den Weg seiner eigensten Bestimmung.

Im Nachdenken über das Werden der geschichtlichen Welt erhob sich als erstes die Frage, die schon Schiller bewegte, warum die Antike untergehen mußte. Burckhardts Antwort lautet: aus Verkümmерung der Lebensinstinkte, nicht infolge des Einbruchs äußerer Mächte.

1855 erschien der »Cicerone«, die erste Darstellung der gesamten Kunst auf italischem Boden von den Tempeln Pästums bis zum Barock. Gegenüber der allgemeinen Begrifflichkeit der älteren Ästhetik ist hier zum erstenmal die Fülle der Werke wirklich ergriffen, nach eigengesetzlichen Gedanken gegliedert und mit einer Sprache von höchster Prägnanz, Beweglichkeit und sinn-

und seine Scheu vor Michelangelos Gewalt und vor Rembrandt, dem er die Überschreitung gewisser Grenzen des Darstellenswertem vorwarf. Dagegen hat er in Rubens die Verbindung einer starken Natur mit adligem Maßhalten immer von neuem mit Entzücken genossen. Er nannte die Existenz dieses Mannes einen Beweis der Güte der schenkenden Natur selbst. Der platonisierende Zug in Burckhardts Kunstgefühl konnte ihm nie wirklich zur Gefahr werden, weil er einen unvergleichlichen Sinn für das Wirkliche besaß. Unter seiner Hand belebte sich alles. Das machte den unvergänglichen Reiz seines Schaffens aus. Sein Sehnen nach harmonischer Schönheit aber war die Äußerung eines menschlichen, ganz geistig gewordenen Bedürfnisses nach Glück, welches ihm in der Anschauung der Ruhe in der Bewegung zuteil wurde. Darüber haben wir mit ihm nicht zu rechnen, auch wenn wir ihm gerade hierin nicht folgen können.

Die Urbilder dieser Schönheit aber haben die Griechen geschaffen. Wie war das möglich? Mußte nicht das Schöne, das sie bildeten, dem Einklang des Guten und Wahren in ihrem Leben entsprungen sein? So lehrte eine idealistische Geschichtsphilosophie, und Generationen erbauten sich an dieser Verklärung der Antike, gleichsam, als habe die Menschheit einstmals in einem Goldenen Zeitalter gelebt. Burckhardt aber stellte die Frage nach dem wahren Lebenszustande der Alten von neuem. Mit wahrhaft genialer Nüchternheit hob er die trügerische Gleichung des Guten, Wahren und Schönen auf. Hierin berührt er sich eng mit Nietzsche und Bachtold. Wenige geistesgeschichtliche Taten haben je einen so leidenschaftlichen Widerstand erfahren wie diese Enthüllung der abgrundigen Tiefen, über denen die Kunst von Hellas als Gegenbild erschaffen wurde. Dieser schöpferische Realismus Burckhardts ruht auf dem Fundament eines zwar undogmatisch, aber wesensmäßig christlichen Wissens vom Menschen. Als einer der bedeutendsten Überwinder des Idealismus hat Burckhardt die Verbindung des deutschen Geistes mit dem Altertum von der klassizistisch-römischen Fessel gelöst und uns damit das Tor zu den Griechen aufgestoßen.

Die Durchdringung des Körpers der Geschichte auf seine wirkliche Gliederung hin faßte Burckhardt systematisch in Vorlesungen zusammen, die keinen Geringeren als den Basler Professor Nietzsche unter den Hörern sahen. Geschichte ist das Gegeneinanderwirken großer Grundformen und Grundkräfte unter ewig wechselnden Bedingungen. Es gibt keinen für uns erkennbaren Plan des Weltgeschehens. Maßstab unserer Wertung kann daher nicht das anscheinend Vernünftige, das für uns Betrachtende im Endsinne Wünschbare sein. Worauf es ankommt, ist vielmehr das Große, das im jeweils Zuständlichen sich erhebt. Burckhardt hat immer das Sein im Auge und sucht das Wesentliche daran in seiner vielfachen Bedingtheit und immer neuen Lagerung aufzufassen. Diese Morphologie und Strukturlehre der Geschichte ist Goethisch.

Burckhardt war ein abendlicher Mensch. Tiefsinn und Klarheit seiner Erkenntnis begleitete den Hingang einer Kultur, in der er erwachsen war und die er liebte. Wohl verharrete er rein im Betrachten, doch bedeutete das keinen Rückzug vor Verantwortungen, die er als solche anerkannte. Sein Lehramt hat er mit ganzer Hingabe ausgeübt. Zeitgenossen berichten von dem unendlichen Zauber seines Vortrages, der in freier Rede alle Grade und Mittel des Ausdrucks beherrschte. Es ging ihm dabei nicht »um die Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit, sondern um die allgemeine Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt. Bloßes Wissen als Wissen verachtete er. Dieser Lebenssinn seines Schaffens rückt ihn der Gegenwart nahe. Er wußte, daß »für die Erkenntnis der Menschheit die Poesie wertvoller als die Geschichtsforschung« ist. In diesen Bereich des Dichterischen ragen seine Werke selbst hinein.

Dr. Werner Hager
Heidelberg



licher« Kraft anschaulich gemacht. Burckhardts Wendung zur Kunst Italiens ist sein Weg zu den Ursprüngen, den Griechen. Dort ahnte er Klarheit über das Wesen des Schönen. Hinter dem bescheidenen Untertitel einer »Anleitung zum Genuss der Kunstwerke« verbirgt sich Burckhardts Glaube an die Bedeutung der Form für das Leben und an das hohe Glück, das der Umgang mit der Kunst gewährt. Der Cicerone hat das Kunstarbeit vieler Generationen deutscher Italienreisender bestimmt, sein Einfluß reichte über die ganze gebildete Welt.

Entschiedener noch stellt die »Geschichte der Renaissance« die Forderung einer nach Gegenständen gegliederten Darstellung der Kunst, der Erforschung ihrer Lebensbedingungen und eigengesetzlichen Bewegung innerhalb des Kulturganzen auf. In der hier durchgeföhrten Idee einer Stil- und Formgeschichte ist die Grundlage einer selbständigen Kunsthistorik gelegt.

Eine neue hochbedeutende Möglichkeit historischer Erkenntnis eröffnete ferner Burckhardts Kulturbegriff. Kultur ist ihm nicht eine Summe von Lebensfunktionen, sondern der Inbegriff geformten Lebens eines Volkes und einer Zeit überhaupt. In der »Kultur der Renaissance« zeigt er, wie sich in Italien die Befreiung der Individualität zur modernen Persönlichkeit vollzieht. Das Zeitbild, das er entrollt, ist von höchstem anschaulichen Reiz und aufs reichste durchgliedert. Ein Kultus der Renaissance lag Burckhardt hingegen fern wie überhaupt jede Aktualisierung geschichtlichen Wissens. Er suchte die Anschauung des großen Phänomens. In der künstlerischen Blüte der Renaissance fand er allerdings Werte, deren höchster Rang zu seinen Glaubensätzen zählte. Burckhardt suchte in der Kunst die Harmonie, in der er ein Gleichnis ewiger Gesetze des Weltganzen fühlte. Daher seine Bewunderung Raffaels

KOSTENLOS

erhalten Kollegen ein Probe-Verzeichnis von 20 Bedarfs-Mitteilungen von Schriftleitungen, Verlegern usw. (Fortsetzungs-Listen zur „Schriftsteller-Hilfe“) Jährungsdaten, neuen Zeitschriften und Zeitungen und anderen für den Beruf wichtigen Veröffentlichungen.

Walter Jentzsch Verlag, Leipzig W 32